



1. Heft | 15. Januar 1914

CARL LEGIEN · DIE GEWERKSCHAFTLICHE INTERNATIONALE 1910 BIS 1913



Umfang und Entwicklung der internationalen Verbindung der Gewerkschaften bis zum Jahr 1909 habe ich in einem frühern Artikel in den Sozialistischen Monatsheften geschildert.¹⁾ Wenn sich auch in einem Zeitraum von 4 Jahren in einer Vereinigung dieser Art nicht viel ändern kann, so sind doch immerhin einige Ereignisse wert hier verzeichnet zu werden.

Daß die Auffassung über die Taktik im gewerkschaftlichen Kampf und die Stellung zur sozialdemokratischen Partei bei den im internationalen Sekretariat vereinigten Landeszentralen recht verschiedenartig ist, habe ich in dem damaligen Artikel kurz erwähnt. In dieser Beziehung hat sich wenig geändert. In Frankreich ist das Verhältnis zwischen der Partei und der Confédération générale du Travail wohl etwas freundschaftlicher geworden, nach wie vor aber verwirft diese den Parlamentarismus und erwartet Erfolge ausschließlich von der wirtschaftlichen Aktion. In den Vereinigten Staaten scheint sich allmählich eine Änderung in dem Verhältnis zwischen Partei und Gewerkschaften zu vollziehen. Wie mir von amerikanischen Gewerkschaftern und auch von Mitgliedern der Partei, die im letzten Jahr Deutschland besuchten, mitgeteilt wurde, beginnt man dort sich gegenseitig zu achten und besser zu verstehen. Hierzu hat der Beschluß der sozialistischen Partei über die gewerkschaftliche Aktion auf dem Jahreskongreß im Mai 1912 wesentlich beigetragen. In Gewerkschaftskreisen ist man vielfach der Meinung gewesen, daß die Partei die Organisation der Industrial Workers of the World unterstützte, die gegründet worden war, um die American Federation of Labor abzulösen. Und diese Meinung war nicht unberechtigt, da der Leiter der Industrial Workers of the World Mitglied der Exekutive der sozialistischen Partei war, und auch andere Parteimitglieder und Parteizeitungen diese gewerkschaftliche Organisation propagierten. Aber durch die Einfügung der Bestimmung in die Statuten der sozialistischen Partei, daß solche Mitglieder, die Verbrechen, Sabotage oder andere Methoden der Gewalt im Emanzipationskampf der Arbeiterklasse befürworten, ausgeschlossen werden sollen, erhielt die Organisation der Industrial Workers of the World eine scharfe Absage. Die Resolution über die

¹⁾ Siehe meinen Artikel Die gewerkschaftliche Internationale, in den Sozialistischen Monatsheften, 1910, 1. Band, pag. 412 ff.

Stellung der Partei zu den Gewerkschaften erklärt zunächst, daß die Gewerkschaften in gleicher Weise notwendig seien wie die Partei; sie erkennt ihre Fortschritte voll an und fährt dann fort: die Partei habe weder das Recht noch das Verlangen sich in die Kontroversen einzumischen, die innerhalb der Arbeitervereinigungen über Fragen der Organisationsform oder technischer Aktionsmethoden im industriellen Kampf entstehen mögen, sondern sie vertraue darauf, daß die Arbeiterorganisationen diese Fragen selbst lösen. In der umfangreichen Resolution kommt dann ferner zum Ausdruck, daß der Eintritt in die Gewerkschaften jedem gestattet sein möge, daß es Pflicht der Partei sei die Kämpfe der Arbeiterorganisationen zu unterstützen, und zum Schluß heißt es, es sei »Pflicht der Mitglieder der sozialistischen Partei, die zur Mitgliedschaft in den Gewerkschaften wählbar sind, sich diesen anzuschließen und in ihren betreffenden Arbeiterorganisationen tätig zu sein«. Machen die Parteimitglieder die Ausführung dieses Beschlusses nicht davon abhängig, daß die American Federation of Labor nun unmittelbar ihre politische Haltung ändert, so wird seine günstige Wirkung sich bald zeigen. Die Mehrheit der American Federation of Labor will nämlich von einer selbständigen politischen Aktion der Arbeiterklasse nichts wissen. Sie verwirft zwar den Parlamentarismus nicht, aber sie will ihn sich nur durch Beeinflussung der beiden bürgerlichen Parteien dienstbar machen. Daß in England die Gewerkschaften sich zwar für die selbständige politische Betätigung der Arbeiter, nicht aber für eine sozialistische Arbeiterpartei erklärt haben, beweist, daß hier eine Auffassung vorhanden ist, die von der bei den Gewerkschaften Frankreichs und der Vereinigten Staaten geltenden wesentlich abweicht. Die anderen im internationalen Sekretariat vereinigten Landeszentralen sehen entweder in der sozialistischen Partei ihre politische Vertretung oder stehen mit ihr in organisatorischer Verbindung.

Weichen die Anschauungen über die Taktik der Gewerkschaften in den einzelnen Ländern so stark von einander ab, so ist es naturgemäß schwierig eine Vereinigung herbeizuführen. Und doch ist nicht nur dieses gelungen, sondern es ist auch in den letzten Jahren ein geschlossenes Zusammenarbeiten herbeigeführt worden. Das ist dem Umstand zu danken, daß die internationalen Konferenzen sich nur mit den Fragen beschäftigen, die die wirtschaftlichen Kämpfe und den Ausbau der Organisation betreffen. Über diesen letzten Punkt ist keineswegs eine einheitliche Auffassung vorhanden. Die American Federation of Labor hat ihren Antrag auf Errichtung eines internationalen Gewerkschaftsbunds, den sie schon 1909 in Paris einbrachte, den Konferenzen in Budapest /1911/ und in Zürich /1913/ wiederum vorgelegt. Die Confédération générale du Travail hat ihren Antrag auf Einberufung internationaler Gewerkschaftskongresse wiederholt. Aber die Mehrheit der Konferenz steht beiden Anträgen ablehnend gegenüber. Sie hält die Schaffung eines internationalen Gewerkschaftsbunds bei dem heutigen Stand der Organisation für undurchführbar und lehnt die Veranstaltung internationaler Gewerkschaftskongresse ab, weil das, was von diesen beraten werden könnte, bereits durch die internationalen Sozialisten- und Gewerkschaftskongresse behandelt wird. Die Konferenz in Zürich hat den Namen Internationales Sekretariat der gewerkschaftlichen Landeszentralen durch die Bezeichnung Internationaler Gewerkschaftsbund ersetzt. Damit ist aber keine Änderung in der Organisation und in den Aufgaben der

internationalen Verbindung eingetreten. Die Namensänderung erfolgte auf Antrag der American Federation of Labor, weil in den Vereinigten Staaten die Gewerkschafter sich unter einem internationalen Sekretär nicht den Vertreter einer Organisation der Gewerkschaften aller Länder denken können; dort werden leitenden Beamten der Gewerkschaften in den Vereinigten Staaten und Kanada so genannt; auch könne man dort den Begriff Internationales Sekretariat nicht recht in seiner Tragweite erfassen.

Ist der Aufgabenkreis der internationalen Verbindung durch die Namensänderung nicht erweitert worden, so ist dies aber durch andere auf den Konferenzen gefaßte Beschlüsse geschehen. In Budapest wurde den Bestimmungen über die internationalen Unterstützungsaktionen eine präzisere Fassung gegeben. Diese lauten jetzt wie folgt:

a) Das Internationale Sekretariat hat sich an internationalen Hilfsaktionen nur dann zu beteiligen, wenn gleichzeitig mehrere Berufs- oder Industrieverbände eines Landes derart in wirtschaftliche Kämpfe verwickelt sind, daß die zu deren Durchführung erforderlichen Mittel im eigenen Land oder von den internationalen Branchenorganisationen, denen die beteiligten Verbände angehören, nicht aufgebracht werden können. In Ausnahmefällen kann das Internationale Sekretariat auch eine Hilfsaktion einleiten, wenn in einem Land eine so große Anzahl Arbeiter eines Berufs im Kampf steht, daß die Mittel des eigenen Landes oder vom Internationalen Gewerkschaftssekretariat nicht ausreichen.

b) Die Einleitung einer internationalen Hilfsaktion hat ferner nur dann zu erfolgen, wenn folgende Bedingungen erfüllt sind:

1. Von der Landeszentrale, der die zu unterstützenden Organisationen angehören, ist ein motiviertes Gesuch an das Internationale Gewerkschaftssekretariat einzureichen. Die Motivierung soll enthalten: einen summarischen Bericht über Ursachen und bisherigen Verlauf des Konflikts, ferner eine Übersicht über die Organisationsstärke und die finanzielle Leistungsfähigkeit der hilfesuchenden Organisationen.

2. Die zu unterstützenden Organisationen müssen Mitglieder einer dem internationalen Gewerkschaftssekretariat angeschlossenen Landeszentrale sein, insofern nicht besondere politische Verhältnisse des Landes dies verunmöglichen.

3. Ferner wird die Unterstützungsaktion nur für solche Organisationen weitergeführt, die das Internationale Sekretariat durch regelmäßige Information über den Verlauf der Kämpfe orientieren und sich zur Veröffentlichung der Abrechnung über die Kosten des Kampfes verpflichten.

c) Sind die in Abschnitt b) bezeichneten Bedingungen erfüllt, so hat das Internationale Gewerkschaftssekretariat die Hilfsaktion einzuleiten. Das an die Landeszentralen gerichtete Unterstützungsgesuch soll enthalten: eine kurze Begründung, ein Gutachten des Internationalen Sekretariats und, soweit dies möglich erscheint, bestimmte Vorschläge über die Art und Weise, wie die Unterstützung am zweckmäßigsten erfolgen könnte.

d) Das Internationale Sekretariat hat ferner dafür zu sorgen, daß bei länger andauernden Kämpfen die an der Hilfsaktion sich beteiligenden Landeszentralen von Zeit zu Zeit über die Situation unterrichtet werden, daß in allen Fällen baldmöglichst nach Abschluß des Kampfes den betreffenden Landeszentralen Bericht und Abrechnung über den Kampf erstattet werden.

e) Alle Gelder werden dem Internationalen Sekretariat übermittelt, welches nach Abschluß des Kampfes eine Abrechnung veröffentlicht.

War schon durch die auf früheren Konferenzen gefaßten Beschlüsse eine gewisse Einheitlichkeit bei Gewährung von Unterstützungen für das Ausland erzielt worden, so ist nach Inkrafttreten dieser Bestimmungen eine vollständige Regelung und Kontrolle geschaffen. Obwohl die Unterstützung freiwillig ist, hat es sich doch in den letzten beiden Jahren gezeigt, daß die Verpflichtung zur internationalen Hilfeleistung immer mehr anerkannt wird. Für eine Aussperrung in Norwegen wurden 36 880 Mark, für die ausgesperrten Dicker in London 100 000, für die holländischen Tabakarbeiter 49 300,

für die Gewerkschaften Italiens 8500, für den Generalstreik in Belgien 10 400 und für den Wiederaufbau der Gewerkschaften in Serbien und Bulgarien 70 000 Mark dem internationalen Sekretariat übermittelt. Bei der letzteren Hilfsaktion war auch England zum erstenmal mit einer größeren Summe beteiligt. Bei dieser wie auch bei der Sammlung für Italien handelte es sich nicht um eine Unterstützung wirtschaftlicher Kämpfe sondern um eine Beihilfe in einer Notlage. Infolge des Krieges in Tripolis nämlich war die Arbeitsgelegenheit in Italien so vermindert, daß die Gewerkschaften schwer zu leiden hatten, und große Geldmittel zur Milderung der Kriegsschäden erforderlich waren. Diese konnten die Verbände der Landeszentrale nicht in genügendem Maß zur Verfügung stellen, und so wurde das Erforderliche vom Ausland geliefert. Die für Serbien und Bulgarien gesammelten Gelder sollten nicht zur Unterstützung der Opfer der Balkankriege sondern dazu dienen den Gewerkschaften nach Beendigung der Kriege die Wiederaufnahme ihrer Tätigkeit zu ermöglichen. Deshalb konnte die Ablieferung der Unterstützung erst nach Abschluß der Kriegswirren geschehen. Für die Gewährung der Unterstützung nach Bulgarien hatte die Konferenz in Zürich die Bedingung gestellt, daß die beiden Gewerkschaftsgruppen sich zu einigen hätten, da nur einer einheitlichen Organisation die Unterstützung zur Verfügung gestellt werden solle. Zu dieser Einigung ist es noch nicht gekommen. Der Versuch dazu wurde auf einer Konferenz der Vertreter der Gewerkschaften der Balkanstaaten zwar gemacht, gelang bisher aber nicht, so daß der Unterstützungsbetrag für Bulgarien noch nicht verwandt werden kann, während die Landeszentrale in Serbien den auf sie entfallenden Anteil schon erhalten hat. Abgesehen von dem Einfluß, den die internationale Verbindung allgemein auf die einheitliche Gestaltung der gewerkschaftlichen Bewegung in den einzelnen Ländern ausübt, kann sie also, wie dieser Fall bekundet, auch unmittelbar nach dieser Richtung hin wirken.

Neben der Hilfeleistung bei Streiks und Aussperrungen und dem Nachrichtendienst zur Fernhaltung von Streikbrechern ist es eine wesentliche Aufgabe des nunmehrigen Internationalen Gewerkschaftsbunds die Einheitlichkeit der gewerkschaftlichen Bewegung herbeizuführen. Bisher diente diesem Zweck der alljährlich in deutscher, englischer und französischer Sprache erscheinende Internationale Bericht über die Gewerkschaftsbewegung. Hier gaben sämtliche angeschlossenen Landeszentralen Auskunft über die Tätigkeit der Gewerkschaften. Er bot die Möglichkeit die Organisations- und Agitationsmethoden in den einzelnen Ländern kennen zu lernen und das Gute und Bessere für das eigene Land zu verwerten. Solcher Berichte sind bisher 9 erschienen, und der 10. gelangt demnächst zur Ausgabe. Die alljährliche Berichterstattung erwies sich jedoch als unzureichend. Es trat das Bedürfnis hervor über die Vorgänge im Gewerkschaftsleben in kürzeren Zwischenräumen den Landeszentralen und der Gewerkschaftspresse Nachricht zu geben. Deshalb beschloß bereits die internationale Konferenz in Paris /1909/, der internationale Sekretär möge ein *K o r r e s p o n d e n z* blatt oder regelmäßige Zirkulare mit Nachrichten über die Gewerkschaftsbewegung herausgeben. Erst im Januar 1913 aber wurde mit der Herausgabe der Internationalen Gewerkschaftskorrespondenz der Versuch gemacht diesen Beschluß zur Ausführung zu bringen. Sie erschien zunächst in englischer und in deutscher Sprache und wurde alle 14 Tage an 1400 Arbeiterblätter ge-

sandt. Die Landeszentralen von Dänemark und Schweden ließen die Korrespondenz in die Landessprachen, und die österreichische ließ sie ins Tschechische übersetzen; in Portorico übertrug man sie ins Spanische. Die Einrichtung war so getroffen worden, daß die Ausgaben in diesen Sprachen gleichzeitig mit der deutschen und der englischen erfolgen konnten, so daß die Korrespondenz Mitte des Jahres 1913 bereits in 6 Sprachen veröffentlicht wurde. Die französische Ausgabe, für die zirka 600 Arbeiterblätter in Frage kamen, konnte nicht gleichzeitig erscheinen, weil die Mittel des Sekretariats hierfür nicht ausreichten. Die Aufrechterhaltung der Korrespondenz war ohnehin nur möglich, wenn eine erhebliche Erhöhung des Beitrags für den Internationalen Gewerkschaftsbund vorgesehen wurde. Der Beitrag war 1903 auf 50 Pfennig pro 1000 Mitglieder der angeschlossenen Gewerkschaften festgesetzt worden. Er wurde 1905 auf 1 Mark und 1907 auf 1,50 Mark pro 1000 Mitglieder erhöht. Um die Herausgabe der Internationalen Korrespondenz dauernd zu ermöglichen, hätte eine Beitragserhöhung auf 4 Mark pro 1000 Mitglieder beschlossen werden müssen. Die Landeszentralen hatten noch vor der Konferenz in Zürich erklärt, daß die Korrespondenz wichtig und notwendig sei. Sie stimmten deshalb der Beitragserhöhung zu. Nur die American Federation of Labor war dagegen. Sie begründete ihre Haltung damit, daß sie selbst eine regelmäßige Korrespondenz herausgäbe, und daß die vom Internationalen Bureau von Europa eintreffenden Nachrichten verspätet kämen und deshalb veraltet seien. Eine Umfrage bei den Redaktionen der Arbeiterpresse ergab jedoch, daß auch in den Vereinigten Staaten der dringende Wunsch vorhanden ist die Korrespondenz fortbestehen zu lassen. Ferner erwies eine Nachprüfung der amerikanischen Arbeiterpresse, daß die Korrespondenz von dieser recht stark benutzt wird. So beschloß also die Konferenz in Zürich die Beitragserhöhung zur Fortführung der Korrespondenz. Der Delegierte der American Federation of Labor enthielt sich hierbei der Abstimmung.

War schon für die Herausgabe der Internationalen Korrespondenz die Erweiterung des internationalen Bureaus und die Anstellung besoldeter Kräfte nötig, so machte sich dies auch noch aus einem andern Grund erforderlich. Die mangelhafte Verbindung zwischen den internationalen Sekretären für die einzelnen Berufe mit den angeschlossenen Organisationen sowie der Umstand, daß vielfach Versuche fernstehende Organisationen zum Anschluß zu bewegen erfolglos blieben, wurden darauf zurückgeführt, daß die Zuschriften nicht in verschiedenen Sprachen herausgegeben wurden, oder daß sie ungenügend übersetzt waren. Die Konferenz in Zürich bestimmte deshalb, daß solche Übersetzungen im Bureau des Internationalen Gewerkschaftsbunds angefertigt werden sollten. Diesem Beschluß ist Folge gegeben worden, und diese Arbeiten werden bereits für mehrere Berufssekretäre ausgeführt.

Noch eine weitere Maßnahme, um die Vereinigung der Gewerkschaften im Internationalen Gewerkschaftsbund zu festigen, ist von der letzten Konferenz in Aussicht genommen worden. Der Bund soll auf den Gewerkschaftskongressen in allen Ländern vertreten sein. Der Präsident des Bundes braucht nicht alle diese Kongresse zu besuchen, sondern er ernennt Vertreter für die jeweiligen Tagungen. Hierbei soll berücksichtigt werden, daß die ernannten Vertreter in der Sprache des Landes, in dem der Kongreß stattfindet, be-

wandert sind. Mit dieser Einrichtung soll die bisher übliche Delegation von einem Land zum andern, wenn nicht beseitigt, so doch möglichst eingeschränkt werden. Somit ist in verhältnismäßig kurzer Zeit an dem Ausbau der innern Organisation der internationalen Vereinigung erheblich gearbeitet worden.

Hiermit hat die *Ausdehnung* der Organisation gleichen Schritt gehalten. Auf der Konferenz in Zürich im September 1913 waren folgende Länder mit nachstehender Mitgliederzahl durch Delegierte vertreten: Deutschland 2 530 000, Vereinigte Staaten 1 943 000, Großbritannien 900 000, Österreich 428 000, Frankreich 387 000, Italien 275 000, Belgien 116 000, Dänemark 105 000, Spanien 100 000, Ungarn 95 000, Schweden 85 500, die Schweiz 65 000, die Niederlande 61 500, Norwegen 61 000, Finnland 20 900, Kroatien 7000 und Bosnien 5000, zusammen 17 Länder mit 7 184 900 Mitgliedern. Rumänien mit 8500 und Serbien mit 5000 Mitgliedern, die gleichfalls dem Bund angehören, hatten keinen Vertreter entsandt. Von der einen Gewerkschaftsgruppe in Bulgarien war ein Delegierter anwesend, der aber nur als Gast zugelassen wurde. Auf der Konferenz in Budapest /1911/ war nämlich beschlossen worden die dem internationalen Sekretariat angehörende Gewerkschaftsgruppe von diesem zu trennen und für eine Vereinigung der beiden Gruppen in Bulgarien zu wirken. Diese ist, wie bereits erwähnt wurde, bisher noch nicht zustande gekommen. Nach der Tagung der Konferenz schlossen sich die vereinigten Gewerkschaften von Transvaal mit 100 000 Mitgliedern und die von Neuseeland mit 50 000 Mitgliedern an, so daß dem Internationalen Gewerkschaftsbund zurzeit 21 Länder mit 7 334 900 Mitgliedern angehören. Die Zahl der Gewerkschaftsmitglieder ist übrigens in mehreren Ländern größer als oben angegeben wurde, weil nicht alle Organisationen eines Landes der Landeszentrale angeschlossen sind. Besonders gilt dies für England. Von den 3 010 000 Mitgliedern der Gewerkschaften gehören nur 900 000 der General Federation of Trade Unions an, die dem Internationalen Gewerkschaftsbund angeschlossen ist. An der Konferenz in Zürich nahm aber im Auftrag des Parlamentarischen Komitees der englischen Gewerkschaften dessen Sekretär als Gast teil. Das Parlamentarische Komitee hatte in diesem Jahr zum erstenmal die deutsche Generalkommission zu dem englischen Gewerkschaftskongreß eingeladen. Der Delegierte der Generalkommission nahm in einer Zusammenkunft des Komitees in Manchester Veranlassung auf die internationale Verbindung der Gewerkschaften hinzuweisen und empfahl einen Vertreter des Komitees zwecks Information nach Zürich zu entsenden. Der Vorschlag wurde angenommen. Ob sich eine dauernde engere Verbindung aus diesem erstmaligen Nähertreten ergeben wird, läßt sich heute noch nicht sagen.

Neben dieser allgemeinen internationalen Verbindung bestehen die internationalen *Berufssekretariate*, die die Gewerkschaften der einzelnen Berufe aller Industrien international vereinigen sollen. Solcher Sekretariate gibt es gegenwärtig 29, von denen 25 ihren Sitz in Deutschland haben. Das Sekretariat der Bergarbeiter und das der Textilarbeiter befinden sich in England, das der Handlungsgehilfen in Holland und das der Steinarbeiter in der Schweiz. Mit dem weitem Ausbau der internationalen Verbindung ergab sich die Notwendigkeit diese Sekretariate unter einander sowie mit dem Inter-

nationalen Gewerkschaftsbund in nähere Föhlung zu bringen. Ein Zusammenarbeiten bei den Unterstütuungsaktionen und in den Fragen der Aufnahme von Gewerkschaften sowie des Übertritts der Mitglieder erwies sich als dringend wünschenswert. Seit 1912 werden deshalb die Berichte der internationalen Berufssekretäre in den allgemeinen internationalen Jahresbericht aufgenommen, und diese selbst wurden eingeladen an der internationalen Konferenz in Zürich teilzunehmen, um in nähere Verbindung mit den Sekretären der Landeszentralen zu kommen. Die Sekretäre folgender 25 Verbände, hinter deren Namen die Mitgliederzahl angegeben ist, folgten dieser Einladung: Arbeiter öffentlicher Betriebe 100 000, Bäcker 67 000, Bauarbeiter 485 000, Bergarbeiter 1 225 000, Brauereiarbeiter 131 000, Buchbinder 50 000, Buchdrucker 140 000, Friseurgehilfen 4500, Glasarbeiter 43 000, Handlungsgehilfen 65 000, Holzarbeiter 350 000, Hutarbeiter 30 000, keramische Arbeiter 30 000, Lithographen und Steindrucker 34 000, Maler 72 600, Metallarbeiter 1000 000, Sattler 18 000, Schuhmacher und Lederarbeiter 104 000, Steinarbeiter 75 000, Steinsetzer 13 000, Tabakarbeiter 62 000, Textilarbeiter 533 000, Transportarbeiter 860 000, Töpfer 17 000 und Zimmerer 85 000. Die Sekretariate der Fabrikarbeiter mit 267 000, der Hotel- und Restaurationsangestellten mit 28 100, der Kürschner mit 6400 und der Schneider mit 101 500 Mitgliedern hatten Delegierte zur Konferenz nicht gesandt. In den internationalen Berufssekretariaten sind nach diesen Zahlenangaben 5 594 100 Gewerkschaftsmitglieder vereinigt. Es handelt sich dabei nicht um die gleichen Mitglieder, die den Landeszentralen angehören, denn vielfach sind Gewerkschaften diesen, aber nicht den Berufssekretariaten angeschlossen und umgekehrt.

Des weitern wurde die Frage des Gegenseitigkeitsvertrags und des unbehinderten Eintritts der Berufsgenossen in die Gewerkschaften eingehend erörtert. Hier richteten sich die Klagen der Berufssekretäre gegen die Gewerkschaften in England und in den Vereinigten Staaten. In beiden Ländern haben viele Gewerkschaften noch das Bestreben den Eintritt in die Organisation zu erschweren und die vom Ausland kommenden Gewerkschaftsmitglieder nicht als gleichberechtigt aufzunehmen. In vielen Verbänden und lokalen Vereinen der Vereinigten Staaten werden die Aufzunehmenden einer Prüfung unterworfen, ob sie die ausreichende Qualifikation für das Gewerbe haben. Bei der Aufnahme sind Gebräuche üblich, die an die mittelalterliche Zunftzeit erinnern. Die Festsetzung der Höhe des Eintrittsgelds ist dazu vielfach den Zweigvereinen überlassen, und diese fordern zum Teil Beträge, die weit über das normale Maß hinausgehen und es manchem Arbeiter unmöglich machen der Organisation beizutreten. Nur wenige Verbände waren bisher bereit sich dem internationalen Berufssekretariat anzuschließen oder auf Grund eines Gegenseitigkeitsvertrags die vom Ausland kommenden organisierten Berufsgenossen ohne solche Verpflichtungen aufzunehmen. Auf diesem Gebiet ist für die Landeszentralen in Gemeinschaft mit den Berufssekretariaten noch ein umfangreiches Stück Arbeit zu leisten.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß vieles, was durch weitläufige Korrespondenz nicht bewerkstelligt werden konnte, durch persönliche Aussprache unter den leitenden Persönlichkeiten in kurzer Zeit erreicht wurde. Das war mit ein wesentlicher Grund für den von der Konferenz in Zürich gefaßten Beschluß die nächste internationale Konferenz im Jahr 1915 in San Francisco abzuhalten. Die Einladung dazu war von der American Federation of Labor

schon der Konferenz in Budapest unterbreitet worden, und eindringlich wurde sie in Zürich wiederholt. Die American Federation of Labor sowie zahlreiche gewerkschaftliche Verbände Amerikas halten ihren Kongreß in diesem Jahr in San Francisco ab, wo eine internationale Demonstration zur Einweihung eines der größten Kulturwerke unserer Zeit, des Panamakanals, stattfindet. Es ist gewiß eine starke Zumutung an die Gewerkschaften Europas zu dieser Konferenz Delegierte zu entsenden. Die Länder mit schwacher gewerkschaftlicher Organisation würden außerstande sein die Delegationskosten für einen Vertreter aufzubringen. Dieses wird in der Regel der Sekretär, also vielfach der einzige besoldete Beamte der Gesamtorganisation sein, der nur schwer wochenlang entbehrt werden kann. Die Konferenz hat nun diesen Ländern, soweit die Deckung der Unkosten in Frage kommt, die Delegationen insofern ermöglicht als sie beschlossenermaßen die Unkosten für je einen Delegierten aus jedem Land durch Umlageverfahren zu decken, so daß die kleinen Länder nur pro Kopf der Gewerkschaftsmitglieder einen Beitrag zu leisten haben, wozu sie wohl imstande sind. Handelt es sich doch in diesem Fall um Dinge von größter Wichtigkeit. Es kommt dabei nämlich nicht nur die nähere Verbindung zwischen den Gewerkschaften Europas und denen der Vereinigten Staaten in Betracht, sondern es besteht die begründete Aussicht, daß an dieser Konferenz auch die Gewerkschaften Australiens sich beteiligen und damit ihren Anschluß an den Internationalen Gewerkschaftsbund vollziehen werden. Gewiß wäre es den Gewerkschaften Europas einige Jahre später leichter geworden dem an sich berechtigten Wunsch der American Federation of Labor Folge zu geben auch einmal eine internationale Gewerkschaftskonferenz in den Vereinigten Staaten abzuhalten. Da aber die amerikanische Landeszentrale großen Wert darauf legt, daß die Konferenz mit der Einweihung des Panamakanals zusammenfällt und schließlich auch die organisierte Arbeiterschaft ein Interesse daran hat bei einer einem Kulturwerk dienenden internationalen Demonstration vertreten zu sein, so wurde schon jetzt die Einladung trotz aller sich darbietenden Schwierigkeiten angenommen.

Der Beschluß die Delegationskosten gemeinsam zu decken kann zweifellos als ein hervorragender Ausdruck internationaler Solidarität angesehen werden. Er zeigt wohl mehr als alle anderen Beschlüsse der Konferenzen, daß diese in der Arbeiterschaft keine leere Phrase ist. Zwar ist in Zürich nicht einstimmig sondern mit 10 Stimmen gegen 7 beschlossen worden die nächste Konferenz in San Francisco tags zu lassen; doch dürften auch die Landeszentralen, die geglaubt haben die Einladung der American Federation of Labor der entgegenstehenden großen Schwierigkeiten wegen ablehnen zu müssen, sich schließlich noch für eine Delegation entscheiden. Da auch die internationalen Berufssekretäre auf einer besonderen Konferenz, die im Anschluß an die allgemeine in Zürich zusammentrat, den Wunsch ausgesprochen haben zu den internationalen Gewerkschaftskonferenzen ebenfalls eingeladen zu werden, so dürfte auch eine Anzahl Berufssekretariate in San Francisco vertreten sein. Dann wird voraussichtlich diese Zusammenkunft die Verbindung der Gewerkschaften der Vereinigten Staaten mit denen Europas wesentlich fördern und die internationale gewerkschaftliche Organisation ein gut Stück vorwärts bringen.

Daß die syndikalistischen und die christlichen Gewerk-

schaften, wie üblich dem Vorbild folgend, auch internationale Verbindungen zu schaffen versucht haben, mag an dieser Stelle erwähnt sein, ohne daß das Ergebnis dieser Versuche des nähern dargelegt sei. Es ist dem Stand dieser Organisationen entsprechend mehr als kümmerlich. Der internationalen Verbindung, die die klassenbewußten Gewerkschaften heute bereits geschaffen haben, werden sie keinen Abbruch tun.

Daß diese in so verhältnismäßig kurzer Zeit eine solche Ausdehnung und innere Festigung gewonnen hat, beweist aufs neue, daß alle Organisationen dann Bestand haben, wenn die Voraussetzungen für sie gegeben sind. Für eine lose Verbindung wie die des Internationalen Gewerkschaftsbunds liegen sie vor. Für einen festern Zusammenschluß werden sie durch die weitere Entwicklung der Gewerkschaften in den einzelnen Ländern geschaffen werden. Jedenfalls berechtigt das Erreichte zu den besten Hoffnungen.

XX

EDUARD BERNSTEIN · DIE INNERE POLITIK DES REICHS AM JAHRESBEGINN

ZIEHEN wir die Bilanz des ersten Stücks der Reichstagssession 1913-1914, so lautet sie unter dem Gesichtspunkt des unmittelbaren agitatorischen Erfolgs für die Sozialdemokratie günstig genug. Fragen wir uns aber nach dem Ertrag für die allgemeine politische Entwicklung, so wird die Antwort anders lauten müssen. Unzweifelhaft haben die Erörterung der Vorfälle in Zabern und der Ausgang dieser Erörterungen den bedeutungsvollsten Vorgang des besagten Tagungsstückes gebildet. Die Debatten vom 3. und 4. Dezember 1913 über die betreffenden Interpellationen der Sozialdemokratie, der Volkspartei und der elsäß-lothringischen Zentrumspartei und die Antworten der Regierungsvertreter haben zunächst zu einem Zusammenstoß zwischen fünf Sechsteln des Reichstags und dem höchsten Vertreter der Regierung geführt, wie er in dieser Gestalt im Reichstag noch nicht dagewesen war. Dieser Zusammenstoß selbst aber ist, obwohl die Vertreter der Regierung von ihren am 3. und 4. Dezember abgegebenen Erklärungen grundsätzlich nichts zurückgenommen haben, ohne diejenige Rückwirkung geblieben, die selbst im Angesicht der Machtverhältnisse in Deutschland und bei der Natur und dem Wollen unserer bürgerlichen Parteien immerhin hätte erwartet werden können. Wozu freilich der Rücktritt des leitenden Ministers und seines Kollegen aus dem Kriegsministerium nicht gehört.

Die Zaberner Vorfälle, die herausfordernden Übergriffe des Kommandanten und etlicher seiner Leutnants gegenüber der Bevölkerung der vielleicht am meisten deutschgesinnten Stadt des Elsaß und ihren Zivilbehörden, die Mißhandlungen von Angehörigen des Volks und widerrechtlichen Verhaftungen und Einsperrungen von Angehörigen aller Bevölkerungsklassen in einem elenden Kellerraum: alles das darf hier als bekannt vorausgesetzt werden. Prinzipiell unterscheiden sich diese militärischen Ausschreitungen nicht von Übergriffen der Militärgewalt, wie man sie schon früher erlebt hat. Wenn sie größeres Aufsehen erregt und lautere Verurteilung gefunden haben, so hat sicher der Umstand nicht wenig dazu beigetragen, daß die Militärs nicht nur an Angehörigen der arbeitenden Klassen sondern auch an Mit-

gliedern der Auswahl des Bürgertums ihr Mütchen gekühlt hatten. Daß man sogar Richter ohne Federlesen eingelocht hatte, hatte dem Faß der bürgerlichen Geduld den Boden ausgeschlagen. Für die richtige Beurteilung des politischen Verhaltens der bürgerlichen Parteien zu den Vorgängen in Zabern und ihrer Behandlung durch die Reichsregierung muß jedenfalls im Auge behalten werden, daß diese Dinge unter verschiedenen Gesichtspunkten das bürgerliche Bewußtsein tiefer hatten verletzen müssen als alles, was man seit Jahrzehnten an Anmaßungen des Militärs gegenüber dem Zivil erlebt hat.

In den Sitzungen des Reichstags vom 3. und 4. Dezember 1913 sind in den Reden der Vertreter der bürgerlichen Parteien die entsprechenden Empfindungen zu ihrem Recht gekommen. Das kann auch der politische Gegner ihnen zugeben. Allerdings ist keiner dieser Redner in der Kritik der Vorgänge dem Übel so gründlich an die Wurzel gegangen wie es von seiten der Redner der Sozialdemokratie, der Genossen Peirottes und Weill, geschehen ist, keiner hat mit so scharfer Logik und so unumwunden wie sie seine tieferen Ursachen bloßgelegt und die nötigen politischen Folgerungen daraus gezogen. Aber es soll doch anerkannt werden, daß sowohl die beiden Begründer der bürgerlichen Interpellationen, die Abgeordneten Röser und Hauß, wie auch die Diskussionsredner Fehrenbach, Dr. van Calker, Dr. Haas und Dr. Ricklin den bürgerlichen Rechtsstandpunkt so scharf, so eindringlich, mit so viel Wärme zum Ausdruck gebracht haben wie man es gemäß den Traditionen ihrer Parteien überhaupt nur von ihnen erwarten konnte. Über seine Natur hinaus kann niemand, und dem kritischen Hörer konnte die verhängnisvolle Lücke in den Ausführungen der bürgerlichen Parlamentarier nicht entgehen. Indes, wie es nun einmal in der Welt und ganz besonders in parlamentarischen Versammlungen zugeht: wenn gleich auf gleich haut, klingt es am lautesten. Je näher die Redner aus dem Hause, die überhaupt der Regierung entgegentraten, in ihrer grundsätzlichen Stellung zum Militär der Regierung standen, um so tiefern Eindruck machte ihre Kritik des Verhaltens der Regierung. Der unmittelbaren Wirkung ihrer Reden nach trugen die in der Sache am wenigsten scharfen Redner, die Vertreter des linken und rechten Zentrums, die Fehrenbach und van Calker, die Lorbeeren des Tages davon. Daß auch sie, denen man es anmerkte, auch wenn sie es nicht ausdrücklich bekannt hätten, wie sehr ihr Wunsch dahin gegangen war verteidigen zu können, daß auch sie trotz dieses lebhaften Wunsches, von der unwiderstehlichen Sprache der Tatsachen genötigt, sich den Angreifern zugesellten, gab für den Ausgang der Debatte den Entscheid. Über fünf Sechstel der Abgeordneten (293 gegen 54) stimmten in namentlicher Abstimmung den Anträgen zu, die erklärten, daß die Behandlung der Zaberner Vorkommnisse durch den Reichskanzler »den Anschauungen des Reichstags nicht entspricht«. Ein so einmütiges Votum von der Linken bis gegen die Rechte des Hauses hin hatte der Reichstag noch nicht zu verzeichnen. Wie im Hause selbst der unmittelbare Eindruck der war, daß der Reichstag wirklich einmal einen großen Tag gehabt hat, so auch draußen im Land und weit über die Grenzen Deutschlands hinaus. Im Ausland glaubten überall die aufrichtigen Freunde der Freiheit und des Friedens der Nationen an einen Sieg des Volksrechts über den Militarismus.

Was bedeutete das Votum wirklich? Was war in Wahrheit sein Sinn gegen-

über dem Militarismus? Was war seine Bedeutung für den Reichskanzler, Herrn von Bethmann Hollweg? Es scheint mir geboten etwas länger bei diesem Punkt zu verweilen.



ER sich nicht von Anfang an in Selbsttäuschungen wiegen wollte, mußte sich sofort sagen, daß nicht die Ansichten und Absichten derjenigen Parteien, die von jeher grundsätzliche Gegner des Militarismus und der Politik des Reichskanzlers sind, die Bedeutung des Votums vom 4. Dezember bestimmten, sondern die Ansichten und Absichten derer, die dem Militarismus und dem Reichskanzler verhältnismäßig am nächsten stehen. Nicht die kräftigsten sondern die schwächsten der in Betracht kommenden Marschierer bestimmen das Maß der Leistungsfähigkeit einer Truppe auf dem Marsch. So geben über die politische Leistungsfähigkeit der Opposition vom 3. und 4. Dezember nicht die Erklärungen der sozialdemokratischen Redner, auch nicht einmal die Erklärungen der Redner der fortschrittlichen Volkspartei, sondern die Erklärungen der Herren Auskunft, die für das Zentrum und die Nationalliberalen das Wort nahmen.

Um zunächst vom Militarismus zu sprechen: was geht aus den Reden der Herren van Calker und Fehrenbach über ihre Stellung zu diesem Problem der Zeit hervor? Das Wort Militarismus ist sehr auslegungsfähig. Wollen wir aber nicht in die Fehler derer verfallen, die schon dort Militarismus sehen, wo überhaupt die erwachsene Jugend des Landes zur organisierten Landesverteidigung ausgebildet wird, noch mit den Gläubigen des entgegengesetzten Extremis den Begriff Militarismus auf Zustände beschränken, wo das Militär der Zivilbevölkerung staatsrechtlich übergeordnet ist, so werden wir den Militarismus als politischen Zustand so bestimmen müssen, daß er dort obwaltet, wo die zur Ausbildung für die Landeswehr eingezogenen Mannschaften und ihre Offiziere auch in Friedenszeiten unter anderen Gesetzen stehen als die zivile Bevölkerung, wo sie, infolge der innern Verfassung des Heeres und der ihnen anezogenen Begriffe von Recht und Ehre, sich als eine von jener unterschiedene Gattung auffassen, wo sie weiter, statt auf die Verfassung des Landes und die Volksvertretung, auf einen besondern obersten Kriegsherrn vereidigt werden, der unabhängig von der Volksvertretung die höchste Kommandogewalt ausübt und die Führer der Truppen ernannt, und wo diese Führer den Zivilbehörden nicht untergeordnet sondern mit dem Recht nebengeordnet sind sich unter Umständen ihnen sogar überzuordnen. Prüft man auf diese Merkmale hin die Reden der Herren Fehrenbach und van Calker, so wird man finden, daß sie sich gegen nichts wenden, was zu den wesentlichen Einrichtungen, zur Substanz des Militarismus gehört. Aus ihren Ausführungen tönt nicht Gegnerschaft gegen den Militarismus sondern Liebe zu ihm heraus. Beide Herren sind Offiziere gewesen und fühlen sich noch selbst als Stücke vom Militär. So heißt es in der Rede Fehrenbachs:

»Es wird mir keiner im Hause, der mich kennt, und es wird auch meiner Partei niemand nachsagen, der sie kennt, daß uns und mir das Gefühl für die Autorität abgeht, daß wir nicht in eine volle Würdigung der Machtstellung auch unseres Militärs einzutreten befähigt sind.«

Wie sehr dies in der Tat der Fall ist, zeigte die Lobrede Fehrenbachs auf den schneidigen General von Deimling an einer andern Stelle seiner Rede. Natürlich konnte auch der Zentrumsredner nicht umhin über die heraus-

fordernde Reichstagsrede jenes Generals vom 26. Mai 1906 einen sanften Tadel einzuflechten. Indes hatte er an dieser rhetorischen Leistung, in der sich Herr von Deimling zu der Erklärung an den Reichstag verstieg »Sie mögen beschließen, was Sie wollen, solange ich das Oberkommando habe, wird der Süden nicht aufgegeben«, mehr das Formelle als den ihr zugrunde liegenden Gedanken zu rügen, daß General von Deimling sich lediglich als ausführendes Werkzeug seines Kriegsherrn fühlte, in dessen Verfügungen der Reichstag nichts dreinzureden habe. Der ganze Zweck und Geist der Fehrenbachschen Rede aber verdichtete sich in die gegen die einseitige Verteidigung der Militärbehörden durch die Minister gerichteten Worte:

»Ein solcher Keil darf nicht in das Deutsche Reich hineingetrieben werden, zwischen unsere Militär- und Zivilverwaltung, Wer das an seinem Teile tut, weiß gar nicht, welche Verantwortung er übernimmt.«

Das war nichts weniger als eine Auflehnung gegen den bestehenden Militarismus, es enthielt nicht einmal eine Aufforderung zu seiner noch so bescheidenen Reform. Es war lediglich die in seinem Interesse formulierte Feststellung der Bedingungen seiner Konservierung. Erheblich weiter noch als der Zentrumsredner ging aber der Redner der Nationalliberalen, Professor van Calker, in Erklärungen für den bestehenden Militarismus. Ein Satz aus seiner Rede genügt dies zu bezeugen. Es heißt da:

»Wir haben in unserem Heer ein bedeutsames Instrument der ganzen Staatsentwicklung. Wir lieben das Heer, und ich wäre ganz gewiß der letzte, der auch nur irgendwie die geringste Kränkung des Heeres billigen würde. Ich bin so empfindsam in bezug auf des Königs Rock, daß ich absolut verstehe, wenn man dagegen reagiert und sich auch nicht die kleinste Beleidigung der soldatischen Ehre gefallen läßt. Aber meine Herren, man darf dann auch nichts tun, was den andern, der auch des Königs Rock trägt, in seinem Gefühl verletzt.«

So spricht kein Gegner, so kann kein Gegner des Militarismus sprechen. Wendungen wie die von »des Königs Rock« und der »soldatischen Ehre« verraten, daß der Straßburger Professor des Strafrechts die Sonderstellung, die das Heer heute bei uns einnimmt, ganz in der Ordnung findet.

Wenn aber dem so ist, kann man fragen, was veranlaßte dann die Herren überhaupt gegen die Regierung und insbesondere den Kriegsminister Stellung zu nehmen? Nachträglich ist viel von Mißverständnissen geredet worden, die an jenem Tag gewaltet hätten, und von gewisser Seite wird überhaupt versucht im Interesse eines guten Verhältnisses zwischen Regierung und Mittelparteien die unangenehme Sache durch den Nachweis von gegenseitigen Mißverständnissen aus der Welt zu schaffen. Unzweifelhaft sind ja auch einige Stellen in den Erklärungen des Herrn von Bethmann Hollweg anders aufgefaßt worden als der Kanzler sie verstanden wissen wollte. Aber diese Mißverständnisse waren nur die notwendigen Folgen eines tatsächlich vorhandenen und unsere Zustände kennzeichnenden Gegensatzes in der Hörschaft, für die hüben und drüben gesprochen wurde.



IE Herren Fehrenbach und van Calker und die Parteien, für die sie sprachen, sind grundsätzlich Parteigänger des Militarismus. Nur wollen sie einen von Auswüchsen gereinigten, mit den Einrichtungen und Begriffen einer überwiegend städtisch-industriellen und kommerziellen Nation verträglichen Militarismus. Eine Nation, deren sozialen Begriffen die Stadt den Stempel aufdrückt (und das ist heute in Deutschland überwiegend in Stadt und Land der Fall), verträgt es nicht das Militär über sich zu wissen.

Wenn sie in ihren regierenden Parteien sich damit abfindet, daß das Heer ihrer Zivilbehörden nicht völlig untergeordnet wird, was zum Beispiel in England und Frankreich rechtlich der Fall ist, so kann sie es doch nicht dulden, daß das Militär sich zum selbstherrlichen Zensor der Zivilbehörden aufwirft, wie das in Zabern zum Schaden der Erziehung der in diesem Punkt noch etwas zu westeuropäisch empfindenden Elsässer zur reichsdeutschen Auffassung geschehen war. Diesen bürgerlichen Standpunkt vertraten die genannten Herren der Regierung gegenüber, und daß sie ihn in jenem Moment mit Nachdruck und argumentativer Kraft geltend machten, war immerhin für Deutschland ein Ereignis und vom Standpunkt des deutschen Bürgertums (das Wort hier im Sinn von Bourgeoisie genommen) eine Tat. Ihre Reden waren Ansprachen an die Regierung für das Bürgertum.

Grundsätzlich nun steht in dieser Sache der Kanzler zweifelsohne auf dem gleichen Standpunkt wie die mittelparteilichen Redner, und wahrscheinlich auch der Kriegsminister; es war für den aufmerksamen Beobachter sehr interessant zu sehen, wie der selbe Herr von Falkenhayn, dessen Rede zur Beantwortung der Interpellationen ganze Tonnen Öls ins Feuer der Unzufriedenheit des Reichstags mit der Antwort des Kanzlers gegossen hatte, zweimal bejahend nickte, als von nachfolgenden Rednern die bürgerliche Auffassung von der gesetzlichen Stellung des Heeres im Staat hervorgehoben wurde. Bleiben wir indes beim Kanzler. In seiner Rede vom 4. Dezember, wo er seine Fehler vom Tag zuvor zu korrigieren suchte, sagte er, nachdem er den Ausdruck »Ernst der Stunde« gebraucht hatte:

»Ich nenne sie ernst, weil sich aus der tiefen Erregung die Gefahr aufgetan hat, daß eine Kluft zwischen Armee und Volk geschaffen werde. [Stürmische Zurufe.] Meine Herren, das ist der Ernst der Stunde, und weil ich diesen Ernst erkannt habe, habe ich Ihnen gestern ausdrücklich und absichtlich gesagt, daß die erste Aufgabe wäre Harmonie zwischen Militär- und Zivilverwaltung herbeizuführen. [Lebhafte Zurufe. Abgeordneter Leдебour: »Sagen Sie das dem Kriegsminister!«] Meine Herren, ich stehe in vollem Einvernehmen mit dem Kriegsminister.«

Dieser Gesichtspunkt sei, so endet die Rede, »von der obersten Stelle den beteiligten Behörden und Beamten im Anschluß an die Vorgänge in Zabern wiederholt und nachdrücklich ins Gewissen geschrieben worden«:

»Meine Herren, der kommandierende General hat die Weisung erhalten dafür zu sorgen, daß das Gesetz nirgends überschritten wird. Selbstverständlich beruht es ebenso auf dem Willen der allerobersten Stelle, daß Militär- und Zivilverwaltung Hand in Hand gehen, unter voller Wahrung der gegenseitigen Kompetenzen, unter Wahrung von Gesetz und von Recht. Meine Herren, was in der Vergangenheit gefehlt worden ist (ich habe gestern darüber gesprochen), das wird gesühnt werden. Wir können für die Zukunft wieder herstellen, was gefährdet wurde, nur auf der Grundlage von Gesetz und Recht.«

Unter anderen Begleitumständen würde diese Erklärung die Mittelparteien wahrscheinlich höchlichst befriedigt haben. Nach den Reden der beiden Minister, die vorangegangen waren, konnte sie jedoch in der Tat selbst ihnen nicht genügen. Dazu waren jene Reden viel zu sehr Verteidigungsreden für das Militär gewesen. Gesetz und Recht sind ja sehr schöne Dinge, aber (wie uns Herr von Jagow und die konservativen Redner und Journalisten inzwischen demonstriert haben) das Gesetz ist, was das Verhältnis zwischen Zivil- und Militärbehörden anlangt, gerade weil es sie als nebeneinander behandelt, nicht so bestimmt formuliert, um Auslegungen auszuschließen, die gegebenenfalls dem Militär doch mehr Recht zuerkennen als den Zivilbehörden. Es kommt da ganz auf den Geist dessen oder derer

an, die die Ausführung des Gesetzes handhaben oder überwachen. Die Umschweife nun, die der Kanzler gemacht hatte, um nicht rundheraus einzuräumen, was schon außer jedem Zweifel stand: nämlich daß die unbestreitbaren Rechte der Zivilbehörden durch Übergriffe des Militärs verletzt waren, die unbedingt nach Sühne verlangten und unter keinen Umständen wiederholt werden dürfen; die einseitige Darstellung der Vorgänge gemäß dem tendenziösen Bericht des Militärkommandos; seine und die noch fataleren Versuche des Kriegsministers für den Leutnant von Forstner eine Lanze einzulegen, alles das ließ den Wunsch es nur ja nicht mit dem Militär zu verderben viel zu deutlich erkennen, als daß die Schlußworte des Kanzlers, die ja nur schöne Allgemeinheiten und fromme Wünsche aussprachen, den Eindruck jener Teile der Ministerreden hätten verwischen, die Verstimmung der mittelparteilichen Freunde des Militarismus hätten beheben können. Was diese hatten hören wollen, um ihr bürgerliches Gewissen mit dem Eintreten für den Militarismus versöhnen zu können, war ungesagt geblieben.

Der Grund dafür ist nicht schwer zu finden. Herr von Bethmann Hollweg und sein Kollege hatten eben bei ihren Reden zwei Hörerschaften im Geiste vor sich: den leibhaftig vor ihnen sitzenden Reichstag und die in etlichen Personen auf den Tribünen und den Logen vertretene Armee, das heißt die maßgebenden Elemente des Offizierkorps der Armee. Denn diese sind es, an die man zu denken hat, wenn in der Politik von Wünschen, Ansichten und Stimmungen der Armee die Rede ist. Trotz allgemeiner Dienstpflicht sind diese Herren die Armee, wie Ludwig XIV. der Staat war. Überhaupt kann man sich als Regel merken: Wenn vom *Heer* die Rede ist, dann sind entweder Offiziere und Mannschaften oder sogar nur die Mannschaften gemeint, wird aber von der *Armee* als politisch denkender Wesenheit gesprochen, dann sind es immer nur die maßgebenden Offiziere. Der Gedanke an diese nun hat die Reden der Minister offenbar fast noch stärker beherrscht als der Blick auf den Reichstag. Nur brachten die Herren von Bethmann Hollweg und von Falkenhayn das Kunststück nicht fertig es in einem Atemzug beiden recht zu machen.

Zunächst erhielten sie daher vom Reichstag das sogenannte Mißtrauensvotum. Wenn man will: *leider* sogenannt; aber doch eben nur sogenannt. Zu einem echten parlamentarischen Mißtrauensvotum gehört der Wille der es aussprechenden Mehrheit den oder die betreffenden Minister zu stürzen und deren Ersetzung durch andere, ihr genehme Minister zu erzwingen. Dieser Wille war aber bei gut der Hälfte der 293 Abgeordneten, die für den oben bezeichneten Antrag stimmten, nicht vorhanden. Das war offensichtlich. Unmittelbar nach der Abstimmung sagte ein Ausländer zu einem Reichstagsabgeordneten: »Wenn Deutschland parlamentarisch regiert würde, müßte Herr von Bethmann Hollweg jetzt gehen«. Er erhielt von diesem die Antwort: »Mein Herr, wenn Deutschland parlamentarisch regiert würde, hätten wir dieses Votum nicht gehabt.«



ELCHE der Parteien, die am 4. Dezember die Mehrheit bildeten, hatte denn ein reales Interesse daran, daß Herr von Bethmann Hollweg ging? Unter den gegebenen Verhältnissen nicht einmal die Sozialdemokratie. Selbst für sie wäre sein Rücktritt nur eine theoretische Genugtuung gewesen. Denn nichts verbürgte seine Ersetzung durch einen Mann, der ihr näher stünde. Könnte

sie doch nicht einmal das Ihrige dazu beitragen einen solchen Mann an die Regierung zu bringen. Denn das erforderte das Eingehen von Verpflichtungen, denen nachzukommen die Partei sich selbst verboten hat. Eine parlamentarische Regierung erfordert in Ländern, wo die politischen Parteien zersplittert sind, einen Block von Parteien, die entschlossen sind zusammenzuhalten, um der Regierung, die die von ihnen vereinbarte Politik vertritt, für ihre Vorlagen usw. eine Mehrheit zu sichern. Ohne solche Regierungsblocks oder -kartelle geben auch die schönsten Verfassungsbestimmungen nicht die Gewähr parlamentarischer Regierung. Wiederholt haben vielmehr in der Geschichte Parlamente dadurch ihre schon besessene Macht verloren, daß sie keine zusammenhaltende, regierungsfähige Mehrheit stellen konnten. Der erste Versuch im Deutschen Reich die Vorbedingungen zu parlamentarischer Regierung zu schaffen war das Bülow'sche Paarungsexperiment. Es verunglückte und mußte verunglücken, weil die Elemente, die gepaart werden sollten, zu wenig gemeinsame und zu viel auseinandergehende Interessen hatten, um auf längere Dauer zusammenhalten zu können. Sonst hätte man ihm auch auf demokratischer Seite so viel zugestehen können, daß es immerhin ein Versuch in der rechten Richtung war. Nun braucht der erste Versuch ja nicht der letzte gewesen zu sein. Aber welche Verbindung ist heute im Reichstag für die Bildung einer Regierungsmehrheit möglich?

Der sogenannte blauschwarze Block von Zentrum und Konservativen ist als Mehrheitskombination wie auch innerlich in die Brüche gegangen. Er hatte mehr Gemeinsames als die Bülow'sche Paarung, aber doch auch wieder zu viel des Widerstrebenden, um alle Kraftproben überstehen zu können. Gerade die Debatten über die Zaberner Affäre und die Agitationen, die ihr gefolgt sind, beleuchten den Riß, der in diesen Block gefahren ist, aufs deutlichste. Die Konservativen toben ob der angeblichen Unbill, die der Armee am 3. und 4. Dezember, durch die Verurteilung des Leutnants von Forstner und allerhand Beruhigungsmaßregeln der Regierung zugefügt sei. Wir erleben einen wahren Entrüstungssturm in der konservativen und der Rüstungspresse sowie in allerhand ihnen willfährigen Vereinen, der sich jetzt mehr noch als gegen den Reichstag gegen keinen andern wendet als — Herrn von Bethmann Hollweg. Der Zahl der Demonstrierenden nach könnte man von Stürmen im Glase Wasser reden, und ihre geistigen Qualitäten vermindern das Fehlgewicht der Zahl gewiß nicht. Aber ihrem sozialen und politischen Einfluß nach sind sie darum doch nicht zu unterschätzen. Kein Zweifel, daß sie die Sprachrohre eines erheblichen Teils derer sind, die sich in dem oben erwähnten Sinn als die Armee bezeichnen und fühlen. Welcher politische Machtfaktor aber in den modernen Militärstaaten diese Armee ist und sein kann, das vergegenwärtigen sich heute im Volk die wenigsten. Es erklärt sich dies daraus, daß bei den Treibereien der hohen Militärs diese selbst meist hinter den Kulissen bleiben. So sei denn daran erinnert, welche verhängnisvolle Rolle 1870 in Frankreich die Militärpartei vor Ausbruch des deutsch-französischen Kriegs gespielt hat, daß der edle General Palikao es war, der in entscheidender Stunde dem zaudernden Napoléon III. »im Namen der Armee« die zum Krieg führende Politik geradezu aufherrschte. Selbst in England, das kein Militärstaat ist, sehen wir heute Militärs sogar in die innere Politik hineinspielen. Die sogenannten Loyalisten von Ulster haben sich bei ihren Agitationen für den bewaffneten Widerstand gegen die

Durchführung der Homerulebill darauf berufen, daß eine große Anzahl Generäle und höherer Offiziere der englischen Armee die bestimmte Erklärung abgegeben hätten, sie würden sich unter keinen Umständen von der liberalen Regierung gegen sie verwenden lassen. Und daß diese Behauptungen nicht lediglich Renommage waren, geht aus den Bemühungen des Kabinetts Asquith-Grey hervor durch immer neue Zugeständnisse an die Ulsterpartei zu einem Kompromiß mit ihr in der Homerulefrage zu gelangen. Daß es in Preußen immer eine Militärpartei gegeben hat, die hinter den Kulissen gegen die jeweiligen Minister arbeitete, wenn sie ihr nicht zuwillen waren, daß selbst der allmächtige Manteuffel und der noch allmächtigere Bismarck wiederholt schwer mit dem Widerstand der Militärs zu schaffen hatten (und zwar meist gerade dann, wenn sie europäische Politik im bessern Sinn des Wortes trieben), weiß jeder leidliche Kenner der preußischen und neudeutschen Geschichte. Was aber unter damaligen Verhältnissen möglich war, ist heute sicher erst recht nicht unmöglich.

Es ist für die Entwicklung der Dinge im heutigen Deutschland charakteristisch, daß in seinem führenden Staat Preußen das Phänomen des liberalen Kronprinzen dem des hypermilitaristischen Kronprinzen gewichen ist. Was wir in dieser Hinsicht am jetzigen Kronprinzen Preußens erleben, ist nur eine verstärkte Auflage dessen, was Wilhelm II. als Kronprinz in gleicher Richtung bekundet hat. Auch der jetzige Kaiser war als Thronerbe die Hoffnung der Militärpartei, die über seinen Vater ähnlich urteilte wie die heutige Militärpartei über ihn selber. Nur tuschelte man sich damals die abfälligen Urteile in vertraulichen Unterhaltungen in den Militärkasinos zu, während man sich heute zu ihrer Verbreitung ohne Scheu der politischen Presse bedient. Auch wagte man sich noch nicht an Bismarck in gleicher Weise heran wie an die heutigen Minister. Der Militarismus hatte eben noch nicht den großen Rückhalt in den Kreisen der bürgerlichen Intellektuellen wie heute, obwohl er in seinen hervorragenden Vertretern sich damals viel bürgerlicher gab als heutzutage. Reden wie sie der Kriegsminister von Falkenhayn am 3. und 4. Dezember gehalten hat, hat man aus dem Mund der doch mit Kriegsrühm reichlich ausgestatteten Moltke, Kameke, Voigts-Rhetz usw. nie vernommen. Auch dieser Unterschied veranschaulicht den großen Wechsel der Zeitströmung. Herr von Falkenhayn hatte schwerlich die Absicht das bürgerliche Empfinden zu reizen und mag über die Wirkung seiner Reden auf den Reichstag nicht wenig erstaunt gewesen sein. Aus ihm sprach urwüchsig der in den letzten Dezennien in der Armee gezüchtete Geist. Die Alternative den vermeintlichen Beleidiger auf der Straße von Soldaten festnehmen zu lassen oder ihm den Degen durch den Leib zu jagen erschien dem in dieser Atmosphäre Aufgewachsenen als etwas ganz Natürliches. Den bürgerlichen Hörern aber ward bei dem unfreiwilligen Bekenntnis schwül zu Mut: So wollen sie den Militarismus allerdings nicht haben.



AS soll nun werden? Die letzten Sitzungen vor den Reichstagsferien haben die Gegensätze in den Reihen der Mehrheit vom 4. Dezember schärfer hervortreten lassen als die Opposition der Mittelparteien gegen die Regierung Bethmann Hollweg. Daß Liberale und Zentrum die Folgerungen aus der Abstimmung vom 4. Dezember nicht ziehen würden, die nach streng parlamentarischen Regeln aus ihr zu ziehen waren, konnte man voraussehen.

MAX SCHIPPEL · DIE MILIZ UND FRIEDRICH ENGELS



ALS im Jahr 1898-1899 der Parteimilizsturm gegen Isegrim allmählich in Gang kommen sollte, übergab ich Auer, mit dem ich so lange Tag für Tag im verwaisten Parteibureau der Katzbachstraße zusammenarbeitete, die in erster Linie umstrittene Schrift Die preußische Militärfrage und die deutsche Arbeiterpartei von Friedrich Engels.¹⁾ Ich war mir innerlich keinen Augenblick im Zweifel, nach welcher Seite Auers, in dieser Beziehung doppelt gesunder Menschenverstand, in Verbindung mit seiner außerordentlichen Freiheit von bloßen Vorurteilen der Überlieferung, neigen würde; sein besonderes Interesse für die Rüstungsfrage war zudem allgemein bekannt. Schon am nächsten Morgen händigte er, ganz in ernstes, vielsagendes Schweigen gehüllt, mir das Werkchen wieder ein: nur mit einer feierlich gemessenen Gebärde, die wohl ungefähr ausdrücken sollte: das genügt, nunmehr weiß ich vollkommen und hinreichend Bescheid. Ich war über diese seltsame stumme Verabschiedung im ersten Augenblick wortlos verduzt. Aber als mein Stubennachbar bereits die Klinke der Tür in Händen hielt, rief ich ihm wenigstens noch nach: »Na, ist das nun unsere Miliz, oder ist das bloß reformiertes stehendes Heer?« »Heeresreform?« antwortete er, wie über meine Auffassung verwundert ziemlich gleichgültig über die Schulter zurück, »Armeereform, nein!« Und da er meine Enttäuschung über dieses Nein wohl ahnen konnte, wandte er sich plötzlich nochmals um und wiederholte in unmittelbarem Gegenüber, jedes Wort geflissentlich unterstreichend: »Miliz? Heeresreform? Nein, nein, das ist ganz und gar — der preußische Generalstab.«

Auch die Mehrheit der Reichstagsfraktion dachte, wie man weiß, ruhig genug, um sich in der Sache selber nach keiner Seite, öffentlich oder auch nur intern, festzulegen. Sogar Bebel, der sich durch den Hinweis auf Engels damals selbstverständlich am meisten getroffen fühlen mußte, räumte die Meinungsabweichung zwischen Engels und den üblichen Milizanhängern unumwunden ein; um so mehr legte er darauf Gewicht, daß »die Partei« niemals den Engelsschen Auffassungen zugestimmt habe, und daß es schon deshalb ein Mißgriff sei diese Engelsschen Anschauungen aus ihrer leblosen Abgeschiedenheit wieder hervorholen und womöglich noch übertrumpfen zu wollen. Worauf Genosse von Vollmar (er wolle mir diese kleine Memoirenerinnerung nicht verargen) kühl und überlegen erwiderte: Ob in der Partei wirklich niemals die Engelsschen Anschauungen geteilt worden seien, könne unerörtert bleiben; aber was die Übertreibung anlange, so könne man kaum bestreiten, daß Isegrim den Engelsschen Standpunkt in den Grundzügen wesentlich richtig wiedergegeben und vertreten habe. Eher könne man sagen, daß sich in den weiteren Engelsschen Kundgebungen aus den fünfziger und sechziger Jahren »noch viel stärkere Dinge« auffinden ließen.

Daß sich alsdann in den letzten Jahren, unter dem Eindruck großer kriegsrischer Auseinandersetzungen und dauernder internationaler Spannungen,

¹⁾ Die Schrift Engels' Die preußische Militärfrage und die deutsche Arbeiterpartei / Hamburg 1965 / ist im Buchhandel längst vergriffen. Ein Neudruck, den ich 1998 als erste Vorbedingung zu jeder wirklich nutzbringenden Debatte dringend empfahl, ist bis zur Stunde, nach einem halben Menschenalter, noch immer nicht erfolgt. Das ist um so bedauerlicher, als unsere Parteijournalistik neuerdings dem charakteristischen Werkchen ein immer stärkeres Interesse zuzuwenden beginnt.

aber auch mit der wachsenden politischen Reife und verantwortungsbewußten Mannhaftigkeit in unseren Reihen selber allmählich ein tiefer Umschwung in unseren rüstungspolitischen Vorstellungen vollzogen hat, wurde an dieser Stelle oft genug dargelegt.²⁾ Dieser Umschwung, erst mehr innerlich unbewußt, dann mehr und mehr auch nach außen hin zu bestimmten Formulierungen und Forderungen sich entfaltend, bewegte sich freilich zum Teil durchaus nicht im Sinn einer fortgesetzten Annäherung an Engels sondern recht oft sogar in genau entgegengesetzter Richtung: in der Abkehr von jeder Rüstungsfortbildung, sei sie nach Breite wie Tiefe noch so demokratisch; in dem Übergang zum reinen Abrüstungspazifismus und Rüstungsnihilismus, nach dem Vorbild vorwiegend des englischen und überseeischen Sozialismus. Denn in der Tat hat, um mit dem scharfsinnigen Genossen K. Kautsky zu sprechen, »die Miliz . . . die unerfreuliche Eigenschaft, daß sie gegen das Wettrüsten keinen Damm bildet.«³⁾ Die zweite, nicht rüstungsnihilistische Parteiströmung lenkt dagegen immer unverkennbarer in die Bahnen der Engelsschen Gedankenwelt ein. Ihre Vertreter beklagten jedoch bis in die jüngste Zeit mit Recht immer von neuem, daß Friedrich Engels in dieser Beziehung noch so wenig der Partei bekannt sei, und daß daher in den eigenen Parteikreisen nur langsam und unter großen Schwierigkeiten für die Engelsschen Ideen Bahn gebrochen werden könne. Schrieb doch unser militärradikalstes Blatt, die Bremer Bürgerzeitung, noch im Frühjahr 1913 ganz verzweifelt über die geringe marxistische Durchbildung des landläufigen sozialdemokratischen Milizprogramms:

»Die Losung der Miliz wurde von der Sozialdemokratie aus dem Programm des Kleinbürgertums übernommen und anfänglich in dem selben Sinn wie von der kleinbürgerlichen Demokratie propagiert . . . Bei solcher Auffassung der Miliz gab's natürlich keine Übergänge vom heutigen Militarismus zur Miliz. Nur auf seinen Ruinen konnte das herrliche Volksheer aufgebaut werden. In striktem Gegensatz zu dieser populären Auffassung stand die von Friedrich Engels, die aber weiteren Kreisen der Partei unbekannt war, weil sie nirgends systematisch entwickelt wurde.«⁴⁾

Glücklicherweise scheinen wir uns nunmehr in ein paar Monaten rasend rasch diesem Endziel zustrebend entwickelt zu haben. Denn als neulich das Berliner Tageblatt die Engelsschen Äußerungen aus dem Marx-Engels-Briefwechsel hervorzog und sie der vorherrschenden Parteiüberlieferung entgegenzustellen suchte, da warf sich der Vorwärts nicht wenig in die Brust: ein bürgerliches Gehirn könne sich eben kaum in die proletarische Vorstellungswelt von einer Volkswehr genügend hineinversenken, die »Volkswehr des sozialistischen Proletariats« sei »die allein logische Art von Miliz«, und für diese allein logische Art von Miliz sei gerade Engels der maßgebendste Kronzeuge. Wenn nicht der Engels von 1868, so doch von 1893, der (wir lesen doch richtig?) »die 2jährige Dienstzeit als durchführbar« bezeichnete, für alle Waffengattungen, und unter Vorbehalt späterer »allmählicher« weiterer Herabsetzungen. Mit der »süßen Rosine« des Berliner Tageblatts sei es daher nichts.

²⁾ Siehe meine Artikel Ein rüstungspolitisches Aktionsprogramm? und Abrüstung, Miliz und Heeresreformen, in den Sozialistischen Monatsheften, 1913, 1. Band, pag. 461 ff., und 3. Band, pag. 1093 ff. Übrigens vor allem auch Schröder Sozialdemokratie und Heeresverfassung, in den Sozialistischen Monatsheften, 1913, 1. Band, pag. 536 ff.

³⁾ Siehe Kautsky Der 1. Mai und der Kampf gegen den Militarismus, in der Neuen Zeit, 1911-1912, 2. Band, pag. 106.

⁴⁾ Siehe den Leitartikel Der Kampf um die Miliz der Bremer Bürgerzeitung vom 18. April 1913.

»Der Partei unbekannt« hieß es noch im April im Blatt des Bremer *Radikalismus* über das Engelssche Milizprogramm, das »nirgends« Anklang gefunden habe. In der Partei seit jeher unbestritten allgemein anerkannt, wird uns sehr bald von Berlin aus bewiesen werden, und schon das bisherige »Aus eins mach zehn, und zehn ist keins« stellte ein ganz respektables Stück von fingerfertigem Hexeneinmaleins dar.

Doch sehen wir uns den neuesten Streitfall einmal aus größerer Nähe an.



US Manchester, 16. Januar 1868, schreibt nach dem jüngst veröffentlichten Briefwechsel Friedrich Engels an Karl Marx folgendermaßen:

»Der Cluseret ist mit seinem Milizplan noch toller als die Deutschen. Der amerikanische Krieg (Miliz auf beiden Seiten) beweist nichts, als daß das Milizsystem ganz unerhörte Opfer an Geld und Menschen kostet, weil eben die Organisation nur auf dem Papier besteht. Wie wäre es den Yankees gegangen, wenn sie statt der südlichen Milizen ein festes Heer von ein paar hunderttausend Mann sich gegenüber gehabt hätten? Ehe der Norden sich organisierte, wären diese in New York und Boston gewesen und hätten mit Hilfe der Demokraten den Frieden diktiert, wo dann der Westen hätte Sezession spielen können. Der Kerl ist gut, wenn er sagt, die Hauptsache seien gute Offiziere und das Vertrauen der Leute in die Offiziere, was beides beim Milizsystem ja gar nicht zu erschwingen ist! Was den Leuten beim Milizwesen überall imponiert, ist die große Masse der Leute, die man auf einmal bekommt, und die verhältnismäßige Leichtigkeit die Leute auszubilden, besonders vor dem Feind. Das letztere ist aber nichts Neues, der alte Napoléon konnte auch Dreimonatsrekruuten, in Regimentern formiert, vor den Feind führen; dazu gehören aber gute Kader, und dazu eben wieder etwas anderes als das schweizerisch-amerikanische Milizsystem. Die Yankees hatten am Ende des Krieges noch sehr mangelhafte Kader. Seit Einführung der Hinterlader ist es mit der puren Miliz erst recht am Ende. Womit nicht gesagt ist, daß [nicht] jede nationale Militärorganisation irgendwo zwischen der preußischen und schweizerischen in der Mitte liegt — wo? Das hängt von den jedesmaligen Umständen ab. Erst eine kommunistisch eingerichtete und erzogene Gesellschaft kann sich dem Milizsystem sehr nähern, und auch da noch asymptotisch.«⁵⁾

Man braucht wahrhaftig nicht der »bürgerlichen Welt« anzugehören, um mit dem Berliner Tageblatt zu dem Schluß zu gelangen, daß »hiernach von dem Milizideal herzlich wenig übrigbleibt«. Offen gestanden, weiter nichts als die Anhänglichkeit an ein altes liebgewordenes Schlagwort, daß man wenigstens im kommunistischen Zukunftsstaat noch einmal so leidlich zu Ehren kommen sehen möchte, und auch da nur annähernd. Aber schon im Eisenacher Programm stand doch unter den »gegenwärtigen« Kleinforderungen »Errichtung der Volkswehr an Stelle der stehenden Heere«, und wenigstens unseren Programmverfassern sollte man doch in Gnaden noch einiges *proletarisches* Klassengefühl zuerkennen. Wer soll es denn sonst besitzen? Und auch im unantastbaren Erfurter Evangelium blieb die »Volkswehr an Stelle der stehenden Heere« unter den »Zunächst«-Forderungen; später dachten wir also noch weit darüber hinauszugehen oder von jedweder Rüstung abzusehen.

Doch Programm hin, Programm her: jedenfalls verraten die plötzlichen Abschwächungsversuche des Vorwärts außerdem eine beschämend geringe Kenntnis der ganzen Parteigeschichte, also »der proletarischen Welt« nach dieser Seite. Denn wenn der Vorwärts unsere altersgeheiligte Parteimiliz-

⁵⁾ Siehe den Marx-Engelsschen Briefwechsel, 4. Band / Stuttgart 1913 /, pag. 12.

literatur auch nur im Flug einmal überschauen wollte, dann würde er ziemlich häufig auf den Namen des jetzt mit einemmal schnöde verleugneten Cluseret, »General Cluseret« gestoßen sein, etwa wie heute auf Gaston Moch, Karl Bleibtreu und ähnliche vermeintliche oder wirkliche Autoritäten für Wehrverfassungsfragen. Allerdings möchte ich, obwohl großer Sammler aller solcher Milizkundgebungen, gleich einschränkend hinzufügen: worin eigentlich die Eigenart des Cluseretschen Wehrsystems bestehen könnte, ist mir aus den meist ebenso verschwommenen wie aner kennenden Redewendungen niemals klarer ersichtlich geworden. Und ich kann sogar die Vermutung nicht ganz unterdrücken, daß es um den gewaltig vom Leder ziehenden Vorwärtskritiker kaum besser zu stehen scheint. Denn er führt wohl fürchterliche Lufthiebe gegen den persönlichen und politischen Lebenswandel des Milizgenerals: er habe in der Junischlacht von 1848 gefochten, dann im Krimkrieg, dann gegen die Sklavenhalter des Südens, dann als Garibaldianer, dann als Kommunekriegsminister der 28 Tage; aber bei alledem erfahren wir abermals auch nicht ein greifbares Sterbenswörtlein über die Ausgestaltung der Milizidee bei dem »Landsknecht« und »Prahlhans«. Und darauf käme es doch einzig und allein an; denn selbst ein ganz spottschlechter Kerl kann ein ganz gutes theoretisches System entwickeln, und ein theoretisches System erledigt man keinesfalls dadurch, daß man seinen Urheber als einen Taugenichts hinstellt. In köstlicher Naivetät meint allerdings der Vorwärts:

»Was dieser eitle Prahlhans an Gedanken über das Milizsystem herausgab, war innerlich so hohl wie er selber; und wie recht Engels im Jahr 1868 daran tat die Theorie dieses Landsknechts abzulehnen, bewies Cluseret für seinen Teil im Jahr 1871, als er in den 28 Tagen, da er Delegierter des Krieges, das ist Kriegsminister der Kommune, war, auf der ganzen Linie versagte.«⁶⁾ Leider ist, sowohl vom Standpunkt der proletarischen wie der bürgerlichen Logik aus, damit rein gar nichts für das behauptete »Recht« bewiesen, und bis uns der Vorwärts die hierzu nötigen, wirklich entscheidenden Angaben beibringt, die wir und alle Leser nach seinem sonderbar salomonischen Urteilsspruch noch immer herbeisehnen müssen, möchten wir nach den früheren, gar nicht seltenen lobenden Hinweisen vorläufig bei der Annahme bleiben, daß das Cluseretsche Milizsystem wahrscheinlich ungefähr ebenso gut und ebenso schlecht war wie die meisten Rüstungsutopistereien, die in der alten demokratischen Literatur mit ähnlicher Auszeichnung daneben genannt wurden.

Immerhin lassen sich hier vorläufig nur Vermutungen äußern. Aber wenn der Vorwärts, um den weitklaffenden Abstand zwischen der Engelsschen und der überwiegenden parteigenössischen Milizauffassung hinweg zu beweisen, alsdann sogar dazu übergeht jede geistige Anlehnung an das amerikanische Milizvorbild zu bestreiten, so stehen wir hier vor einer beispiellosen Unbegreiflichkeit. Waren doch, wie sich spielend leicht durch zahllose Zitate belegen ließe, die Hinweise auf die ruhmbedeckten amerikanischen Milizen jederzeit ein Hauptschlager in unserer ganzen Milizagitation, in der Tagespresse, in der Broschürenliteratur, in den Parlamenten. Der Vorwärtsverfasser muß vollständig außerhalb unseres Parteilebens gestanden haben und stehen, denn sonst könnte er niemals auch nur daran gedacht haben zu schreiben:

⁶⁾ Siehe den Leitartikel Friedrich Engels und die Miliz des Vorwärts vom 23. Dezember 1913.

»Ebensowenig hat mit der Volkswehr des sozialistischen Proletariats zu schaffen, was in dem amerikanischen Bürgerkrieg als Miliz über Nacht aus dem Boden gestampft wurde. Daß die Heere sowohl des Nordens wie auch des Südens über Nacht aus dem Boden gestampft wurden, daß die Rahmen fehlten, in die Freiwillige und Ausgehobene zu festen Formationen eingespannt werden konnten, daß an militärisch gebildeten Offizieren ebenso großer Mangel war wie an allen technischen Voraussetzungen des Krieges, an Verwaltungs-, Verpflegungs- und Gesundheitswesen, an Pioniertruppen wie an Zeughäusern, alles das war ja gerade wesentlich für die Art dieser improvisierten Armeen. Aus nichts wird nichts, und daher eine Tatsache, wie die Schlacht von Bull Run, die das geschlagene Heer der Nordstaaten in wilder Flucht auseinanderstieben und das siegreiche Heer der Südstaaten zerrüttet und ebenfalls der Auflösung nahe, unfähig zu irgendwelcher Verfolgung, auf dem Schlachtfeld haltmachen ließ. Danach pausierten die kriegführenden Mächte ein Jahr, um erst einmal Ordnung und Disziplin in ihre Augenblickssoldaten hineinzubringen, aber bei allen hervorragenden Leistungen der späteren Kriegsjahre ereigneten sich auch dann noch Ausbrüche von Panik und Disziplinwidrigkeiten, und auch die Massendesertion riß nie ab: der Norden allein verlor im Lauf der Zeit durch Deserteure rund 200 000 Mann! Schon im Verlauf des Krieges urteilte Engels sehr skeptisch über die Kampffähigkeit und Kampfbegeisterung namentlich der Nordstaaten, und wenn er nach dem Krieg sein Urteil dahin zusammenfaßte, »daß das Milizsystem ganz unerhörte Opfer an Geld und Menschen kostet, weil eben die Organisation nur auf dem Papier besteht«, so ist dieser Satz zum mindesten in der Wendung richtig, daß das Milizsystem ganz unerhörte Opfer an Geld und Menschen kostet, wo die Organisation nur auf dem Papier besteht, wie es eben im amerikanischen Bürgerkrieg der Fall.«

Im Ernst, so dachte und denkt das »sozialistische Proletariat«, im Gegensatz zu »den Leuten«, gegen die sich Friedrich Engels wendet? Wahrscheinlich war Wilhelm Liebknecht kein Milizwortführer des sozialistischen Proletariats, wenn er 1868 auf dem Nürnberger Vereinstag der deutschen Arbeitervereine ausführte:

»Hätten die Österreicher bei Königgrätz gesiegt, Preußen wäre völlig hilflos gewesen. Wie anders, wo stehende Heere unbekannt sind, und das Volk selbst die Verteidigung des Vaterlands übernimmt. Blicken Sie nach Amerika. Vor 8 Jahren erhoben dort die Sklavenhalter des Südens (ganz wie bei uns vor dritthalb Jahren die Junker des Nordens) das Banner der Rebellion und wollten das Vaterland zerreißeln. Der bundestreue Norden ward überrumpelt: wie bei uns der Süden. In der Regierung saßen Verräter: keine Armee, keine Flotte. Aber das Volk war da. Nicht erschöpft durch eine unerträgliche Steuerlast, begeistert für die Freiheit, eilte es entschlossenen Mutes zu den Waffen. Die erste Schlacht geht verloren: wie bei uns. Aber hier hört die Ähnlichkeit auf. Uns macht die erste Niederlage unfähig den Kampf fortzuführen; sie war das Ende des Krieges. In Amerika war sie der Anfang des Krieges. Der Norden verdoppelte seine Anstrengungen. In wenigen Wochen ist ein Volkshेर versammelt, ungleich stärker als das geschlagene. Noch eine Niederlage. Das nämliche Schauspiel. Für ein freies Volk gibt es kein Königgrätz. Ein freies Volk ist nicht abhängig von den Launen des Kriegsglücks. Zwanzigmal geschlagen, nie besiegt, erheben die Amerikaner sich nach jeder Niederlage mit erneuter Kraft, stärker als zuvor, und kämpfen den Riesenkampf durch, bis die Rebellion zertreten ist.«⁷⁾

Oder August Bebel war kein Wortführer des sozialistischen Proletariats, wenn er, genau entgegengesetzt zu dem oben abgedruckten Engelsbrief und zu den übereifernden Vorwärtsinterpretationen, die stehenden Heere vor den amerikanischen Milizen in jeder Beziehung erliegen ließ:

»Ein geradezu glänzendes Beispiel dafür, was eine selbst erst in der Not des Krieges improvisierte Volkswehr zu leisten vermag, gibt der Verlauf des nordamerikanischen Sklavenbefreiungskrieges, auf den schon an anderer Stelle Bezug genommen wurde ... Man schuf dort in bezug auf Ausrüstung, Angriff und Ver-

⁷⁾ Siehe das Protokoll des Nürnberger Vereinstags der deutschen Arbeitervereine, in dem Wiedruck Die ersten deutschen Sozialistenkongresse / Frankfurt 1906 /, pag. 62.

teidigung, Befestigungswesen zu Lande und zur See, und insbesondere auch in bezug auf Massenverpflegung und Verpflegung und Behandlung der Verwundeten Mittel und Einrichtungen, die ebenfalls als mustergültig und nachahmenswert allgemein anerkannt wurden. Kurz, der nordamerikanische Sklavenbefreiungskrieg hat sich für das europäische Heerwesen in jeder Beziehung als epochemachend herausgestellt.«⁸⁾

»Das spanische Heer und die spanische Marine haben vor den, von den Zunftmilitärs so verachtet angesehenen Amerikanern das Feld räumen müssen. Auch ist sehr die Frage, ob eine mittel- oder westeuropäische Armee die furchtbaren Strapazen auf Kuba und anderwärts ausgehalten hätte, wie das die amerikanischen Milizen und Freiwilligen taten. Gerade der Ausgang des spanisch-amerikanischen Krieges ist ein neuer Nagel zum Sarg des großstaatlichen europäischen Militarismus.«⁹⁾

Der Vorwärtsversuch Engels' damalige abfällige Bemerkungen »in ihrem Wert richtig einzuschätzen«, gleichsam als leichterklärliche, übertriebene momentane »Reaktion auf die Milizpläne Cluserets und auf den Krieg der amerikanischen Nordstaaten gegen die Südstaaten«, ist demnach so unglücklich wie nur denkbar. Cluseret, durch den amerikanischen Feldzug zum »General« und bewunderten Sachverständigen emporgehoben, fand gerade wegen seines »tollen« Milizradikalismus um so lautern Beifall bei den Milizwortführern, wobei zwischen einem bürgerlichen und einem proletarischen Flügel gar nicht unterschieden werden kann. Und an den amerikanischen Milizkämpfen entfachte sich die Milizbegeisterung, gleichviel ob proletarisch oder bürgerlich, jederzeit erst recht von neuem. Dies und nicht das Gegenteil war allgemein die nächstliegende »Reaktion«. Und wenn gerade Engels, vor allem im amerikanischen Fall sich von dieser Zeitströmung nicht im geringsten beeinflussen ließ, sondern unerschüttert seine Verwahrung und Warnung, wie schon 1865 in der Preußischen Militärfrage und noch früher, wiederholte, so bestätigt dies von neuem, was keinem Kenner der Engelschriften ein Zweifel sein konnte: nämlich, daß sein Urteil über die historische Notwendigkeit und die Leistungsfähigkeit der verschiedenen Wehrverfassungstufen nichts, aber auch gar nichts mit den, unter Kleinbürgern wie Arbeitern gleich verbreiteten, demokratischen Utopistereien gemein hatte. Nach dem Vorwärts jedoch, dem die früheren wie die späteren Beziehungen der agitatorischen Milizbewegung zum Amerikakrieg ganz unbekannt zu sein scheinen, müßte man sich diese ganze Entwicklung genau umgekehrt vorstellen: Der amerikanische Bürgerkrieg diskreditierte allgemein den Milizgedanken in schwerster Weise, und Engels vermochte sich dieser unaufhaltsamen, freilich vorübergehenden Zeitströmung gleichfalls nicht ganz zu entziehen!

AUCH Ende gut, alles gut. War Friedrich Engels in der Militärfrage jederzeit der typische, vorbildliche Reformist, der durch stufenweise Fortbildung, durch die eigene innere Bewegung, wie ich es 1898 hier in den Sozialistischen Monatsheften ausdrückte, »das heutige System im wirklichen Volksheer enden sah«¹⁰⁾, so bekennt sich nunmehr der Vorwärts ohne Umschweife gleichfalls zu diesem Reformismus (und Ansätze dazu waren bei ihm wie bei anderen Parteiblättern schon mehrfach früher festzustellen).

⁸⁾ Siehe Bebel Nicht stehendes Heer sondern Volkswehr! / Stuttgart 1898 /, pag. 67.

⁹⁾ Siehe die Literarische Rundschau des Vorwärts vom 29. Oktober 1898 (August Bebel über Bleibtren).

¹⁰⁾ Siehe meine (Isesgrim-) Skizze War Friedrich Engels milizgläubisch?, in den Sozialistischen Monatsheften, 1898, pag. 495 ff.

Die »Umwandlung der stehenden Heere in eine auf allgemeiner Volksbewaffnung beruhende Miliz denkt er sich nicht mehr, wie der alte Milizutopismus, bürgerlicher wie proletarischer Art, als Katastrophe eines rettungslos zermorschten und veralteten, nur in seiner Volksfeindlichkeit fortbildungsfähigen Wehrsystems, als Siegeszug einer vollkommen neuen, der alten lediglich totfeindlich gegenüberstehenden Wehrverfassung, sondern

Doch er sagt das selber so gut, daß wir lieber ihn selber zu Wort kommen lassen wollen:

»Für die allein logische Art von Miliz hat sich auch der vom Berliner Tageblatt als Kronzeuge aus dem Grab bemühte Friedrich Engels erwärmt, wenn nicht 1868, so doch 1893, ein Vierteljahrhundert später, als er seine Artikelreihe Kann Europa abrüsten? schrieb, um darzutun, daß vom rein militärischen Standpunkt schon heute die Umwandlung der stehenden Heere in eine auf allgemeiner Volksbewaffnung beruhende Miliz möglich ist. Dort wies er nach, daß zunächst die 2jährige Dienstzeit für alle Waffengattungen durchführbar ist, und betonte mit Nachdruck, »daß es nicht bei den 2 Jahren bleiben soll. Es handelt sich vielmehr darum, daß der Antrag auf internationale 2jährige Dienstzeit nur der erste Schritt sein soll zu einer allmählichen weitem Herabsetzung der Dienstzeit: sage zunächst auf 18 Monate, 2 Sommer und 1 Winter, dann 1 Jahr, dann . . .? Hier fängt der Zukunftsstaat an, das unverfälschte Milizsystem, und davon wollen wir weiter reden, wenn die Sache erst wirklich in Gang gebracht ist.« . . . Jeder politischen Organisation entspricht eben eine besondere militärische Organisation: der Klassenstaat von heute ist mit einer Miliz so undenkbar wie der sozialistische Volksstaat von morgen mit einem stehenden Heer, denn jener muß, wenn er seine Ziele durchsetzen will, Heer und Volk scharf von einander trennen, und dieser ist, wenn er Bestand haben will, Heer und Volk in einem, das Volk als Heer und das Heer als Volk. Diese Erkenntnis wird uns aber so wenig abhalten mit aller Entschiedenheit für die Demokratisierung des Heeres der Gegenwart zu kämpfen, wie uns die Überzeugung, daß die Vergesellschaftung der Produktionsmittel mit dem kapitalistischen Staat unvereinbar ist, an dem Kampf für sozialpolitische Reformen aller Art hindert.«

Nur in dem Zwischensatz ist der Vorwärts wohl noch allzusehr im alten Denk- und Redegleis steckengeblieben; sonst ist in den Grundzügen alles tadellos reformistisch gedacht. Und so werden wir uns in Bälde wohl alle schließlich auf dem Friedrich Engelsschen Standpunkt zusammenfinden, den ich 1898 als Isegrim in den Sozialistischen Monatsheften mit den Worten kennzeichnete (auch die Sperrungen sind Sperrungen von damals):

»Friedrich Engels hat für die Gegenwart nie recht an die Überlegenheit des Milizsystems geglaubt, obwohl er das heutige System schließlich aus seiner eigenen innern Bewegung im wirklichen Volksheer enden sah: was doch gegen die übliche Milizvorstellung einen ebenso fundamentalen Unterschied bedeutet, wie wenn man einerseits glaubt, der Kapitalismus werde durch sein eigenes Fortschreiten schließlich eine genossenschaftliche Gesamtproduktion erzeugen, in diese hineinwachsen, oder andererseits: man müsse dem heutigen Kapitalismus genossenschaftliche Betriebe entgegenstellen, die ihn durch ihre Überlegenheit heute schon schlagen und ersetzen sollen . . . Meist . . . überwiegt [bei Engels] die immer mehr vertiefte Anschauung, daß nicht eine neue Grundlage der Heeresverfassung im spekulativen Kopf auszuhecken und der allerdings unschönen und widerspruchsvollen Wirklichkeit entgegenzustellen ist, sondern daß die Erweiterung und Fortbildung der Grundlagen des heutigen Armeesystems gleichbedeutend ist mit einer vollständigen Umwälzung aller bestehenden Machtverhältnisse; die quantitative Erweiterung wird mit der Zeit zu einem qualitativen Umschlag . . .«

Das ist sicherlich Reformismus und *Aushöhlung*. Aber das ist in diesem Fall zugleich die von Friedrich Engels jederzeit konsequent festgehaltene Militärpolitik. Und jedenfalls ist es, wie so vieles bei Engels, kühn und

groß gedacht. Schließlich aber zeigt diese Art von Militärpolitik den einzigen gangbaren Weg für eine Partei, die ihre Aufgabe nicht bloß in einer (mitunter recht zweifelhaften) Revolutionierung der Köpfe erblickt sondern noch viel mehr in einer, alle tatsächlichen Widerstände überwindenden Umwandlung und Höherführung der politischen Wirklichkeit und des ganzen sozialen Lebens in der Richtung der Arbeiterinteressen.

XX

PAUL KAMPPMEYER · DIE ARZTFRAGE UND DIE BEWERTUNG DER GEISTIGEN ARBEIT IN DER SOZIALDEMOKRATIE



IEF aufgeatmet haben sicher die sozial interessierten Kreise Deutschlands, als am heiligen Abend die Kunde durch die Welt lief, daß endlich eine Einigung zwischen den deutschen Krankenkassen- und Ärzteverbänden erzielt sei. Einer Massenschädigung der Ärmsten und Elenden ist durch diese Einigung vorgebeugt worden. Und daher mochte die Kunde vom Vertragsschluß der Ärzte- und Kassenorganisationen in manchen Ohren wie eine neue erlösende Weihnachtsbotschaft geklungen haben.

Der unglückselige Konflikt zwischen den Ärzten und den Krankenkassen, der Deutschlands erkrankte Arbeiterschaft direkt in einen Notstand versetzen kann, ist nun nicht aus einem besondern Übelwollen der einen oder andern Partei, aus einem Herrenbewußtsein und Machtdünkel der Kassen oder der Ärzte, aus einer Über- oder Unterschätzung der geistigen Arbeit durch einen der Vertragsteile hervorgegangen sondern aus einer fehlerhaften Konstruktion der sozialen Versicherung und aus den eigenartigen sozialen Entwicklungstendenzen des ärztlichen Berufs. Die soziale Versicherung hätte von vornherein den Widerstreit zwischen den ärztlichen Interessen und den sozialen Aufgaben der Krankenkassen durch eine andere Organisation der ärztlichen Hilfeleistungen unmöglich machen sollen. Der Staat legte aber einfach den Krankenkassen die Versorgung ihrer Mitglieder mit ärztlichen Hilfsdiensten als gesetzliche Zwangsleistung auf und kümmernte sich nicht im entferntesten darum, in welcher Weise die Krankenkassen diese gesetzliche Verpflichtung erfüllen konnten. Das war eine schwere Unterlassungssünde des Staats, die ihn um so stärker belasten mußte, als es sich bei der ärztlichen Versorgung der Kassenmitglieder um einen großen Bruchteil der volkswirtschaftlich wertvollsten industriellen Arbeiterschaft handelte. Die Organisation des ärztlichen Dienstes war eine Frage, die weit über den sozialrechtlichen Rahmen der Krankenkassen hinausging; denn sie betraf die Frage der Volkshygiene, die Bekämpfung der Lungentuberkulose, der Geschlechtskrankheiten, kurz der großen Volksseuchen überhaupt. Diese Fragen waren nur lösbar durch die Begründung umfassender sozialhygienischer Institute mit einem für die neuen sozialen Aufgaben besonders geschulten ärztlichen Apparat. Waren diese Institute einmal geschaffen, so brauchte der Staat in der öffentlichen Organisation des sozialmedizinischen Dienstes nur einen kleinen Schritt weiter zu gehen: er stellte den von ihm geschaffenen sozialhygienischen Körperschaften, den Krankenkassen, Versicherungsanstalten, eine sozial geschulte Ärzteorgani-

sation gegen ein gesetzlich fixiertes niedriges Pauschale zur Verfügung. Dadurch wäre die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Ärzte von den Krankenkassen gewährleistet, die Kassen wären nicht durch erhöhte ärztliche Forderungen in ihrer Leistungsfähigkeit bedroht, und der direkte Konflikt zwischen Ärzten und Krankenkassen vermieden.

Heute hat die Krankenkasse neben der ärztlichen Hilfe für tiefgreifende andere soziale Leistungen, für das Krankengeld, für die Wöchnerinnenunterstützungen usw. zu sorgen. Eine Erhöhung des ärztlichen Honorars läßt unter Umständen das so notwendige Krankengeld oder die Krankenhausbehandlung zusammenschrumpfen. Dadurch schließt sich leicht ein sozialer Kampf zwischen den Krankenkassen und den Ärzten auf, die doch im Interesse der Volkshygiene einmütig zusammenwirken müßten. Staat und Gemeinden müßten nach bestimmten freiheitlichen Grundsätzen die Ärzte, die sich der Kassenpraxis widmen wollten, zur Kassenpraxis zulassen. Staat und Gemeinde sind ökonomisch und sozial viel mächtigere Faktoren als die Krankenkassen. Sie sind im großen Stil, wenn man so sagen will, soziale Arbeitgeber, Besitzer und Leiter von gemeinnützigen, sanitären und hygienischen Instituten, von Krankenhäusern, Sanatorien usw. Sie könnten den berechtigten sozialen Forderungen eines aufstrebenden Ärztetands in einer ganz andern Weise gerecht werden als die wirtschaftlich wenig leistungsfähigen Krankenkassen. So hielten sich aber Staat und Gemeinde von der Organisation des ärztlichen Dienstes fern und machten die Fragen der sozialen Verbesserung der Ärzte zu einer Machtffrage zwischen den Ärzten und den ökonomisch schwachen Krankenkassen.

Die Krankenkassen sind tatsächlich in sozialwirtschaftlicher und sozialrechtlicher Beziehung der schwächere Teil. Auf der einen Seite gesetzlicher Zwang zum Vertragsabschluß bei den Krankenkassen, auf der andern Kontraktfreiheit bei den Ärzten. Mit den ärztlichen Hilfeleistungen darf die Krankenkasse ferner nicht im Verzug bleiben. Das zwingt sie zu sofortiger Inanspruchnahme des ärztlichen Dienstes und setzt sie in eine ganz andere Abhängigkeit von ihren ärztlichen Kontrahenten als durchschnittlich die Vertragschließenden des Arbeitsvertrags. Der gewerbliche Unternehmer kann sich mit Vorräten ausrüsten: er kann den Markt mit Produkten selbst dann für eine Zeit versehen, wenn die von ihm beschäftigten Arbeiter die Arbeit einstellen. Ein Krankheitsfall ernster Art erlaubt dagegen nicht den geringsten Aufschub der ärztlichen Hilfe. Die Bindung der Krankenkassen an die ärztliche Hilfe ist also eine zweifache: eine gesetzliche und eine durch die Natur der Leistung direkt gebotene. Die ärztliche Hilfeleistung ist ferner durch andere Leistungen nicht ersetzbar. In der Welt des Arbeitsvertrags kann ich aber vielfach ohne allzu große Schwierigkeiten eine Arbeitsleistung durch andere Leistungen ersetzen. Beim Streik der Kohlenarbeiter kann ich unter Umständen statt deren Arbeit die der Holzfäller in Anspruch nehmen. Ich feure meine Öfen für eine bestimmte Zeit mit Holz statt mit Kohle. Auf dem Markt kommen ferner Mengen von bestimmten Durchschnittsqualitäten zum Austausch. Im Verkehr der Ärzte mit den Patienten werden aber vielfach schlechthin unersetzbare, weil einzig dastehende Leistungen eingetauscht, wenn man hier überhaupt von Tauschakten sprechen kann. Die ärztliche Leistung des Arztes, zu dem ich besonderes Vertrauen habe, ist für mich subjektiv schier unersetzlich, auch

wenn diese Leistungen objektiv nicht besonders hoch zu werten sind. Mit einem Wort, sozialwirtschaftlich und sozialrechtlich befindet sich die Krankenkasse in einer derartigen Abhängigkeit von den Ärzteorganisationen, daß der Staat direkt gesetzlich seine Mitwirkung in den Krankenkassen- und Ärztekonflikten vorsehen müßte.

Der Staat verzichtete nun in der sozialen Versicherung auf sein großes Mittleramt. Aber damit nicht genug, er griff auch nicht ordnend, versöhnend und helfend in den Sozialisierungsprozeß ein, der das ärztliche Gewerbe in den letzten beiden Jahrzehnten des verflornten Jahrhunderts umwälzte. Mit der Entwicklung der modernen Hygiene hat sich der ärztliche Beruf im wachsenden Maß sozialisiert. Mit dem Militarismus nahm die Zahl der beamteten Ärzte zu. Halb- oder ganzamtlichen Charakter erhielten die Eisenbahn- und die Knappschaftsärzte. Mit den Fortschritten des Krankenhauswesens wurden ganze Gruppen von Ärzten an eine kommunal oder staatlich besoldete Tätigkeit gebunden. Und diese wuchs medizinisch an Bedeutung, je größere Massen schwererkranker Personen dem kommunalen oder staatlichen Krankenhauswesen überwiesen wurden. Zu diesen beamteten Ärzten traten dann mit der Ausdehnung der deutschen Arbeiterversicherung die zahlreichen, für öffentlichrechtliche Körperschaften, für Krankenkassen, Berufsgenossenschaften und Landesversicherungsanstalten tätigen Ärzte. Der ärztliche Beruf büßte immer mehr seinen individualistischen Charakter ein: der Arzt wurde im wachsenden Maß Angestellter einer staatlichen, kommunalen oder öffentlichrechtlichen Körperschaft. Gegenüber diesen sozialisierenden Tendenzen im ärztlichen Beruf trat die Bedeutung des sogenannten Hausarztes, der noch ganz mit dem Einzelpatienten, mit dessen Familie verwachsen war, mehr und mehr in den Hintergrund. Mit der Erweiterung der sozialen Versicherung lösen sich immer größere soziale Gruppen von der Einzelbehandlung der Hausärzte ab. Aber nicht nur die versicherten Arbeiter suchen heute bei ernster Erkrankung das Hospital auf, sondern auch die Angehörigen der bemittelten Klassen. Sie verzichten damit ebenfalls durchweg auf die besondere freie Wahl ihres Arztes und ordnen sich den Anordnungen beamteter Ärzte unter. Das ärztliche Gewerbe wird somit zusehends ein öffentliches. Der Arzt wird auf die Dauer nicht der Sozialisierung seines Berufs in irgendeiner Form entgehen können. Und es fragt sich nur, wie sich dieser Prozeß unter möglichster Schonung erworbener Rechte zur wissenschaftlichen Fortentwicklung und zur sozialen Besserstellung des Ärztestands gesetzlich vollziehen kann.

Aus der im rapiden Tempo fortschreitenden Sozialisierung des ärztlichen Berufs ergaben sich unzweifelhaft schwere Schädigungen für bestimmte ärztliche Kreise. Die staatlichen, kommunalen und öffentlichrechtlichen sanitären Institute erfaßten nur relativ kleine Gruppen des Ärztestands und versorgten diese wirtschaftlich. Die von der Versorgung Ausgeschlossenen unternahmen daher aus leicht begreiflichem Standesinteresse einen Sturm- lauf auf die Institute, von denen sie eine gewisse Sicherung ihrer wirtschaftlichen Existenz erhofften: auf die Krankenkassen. Das Standesinteresse der Ärzte: Öffnung aller Krankenkassen für Beschäftigung suchende Ärzte, braucht nun durchaus nicht mit dem Interesse der Krankenkassen zusammenzufallen. Eine gutgeleitete Krankenkasse muß sich die Aufgabe stellen

ihre Mitglieder in vollkommenster, zweckentsprechendster Weise mit ärztlicher Hilfe zu versehen. Ihren Kranken müssen tüchtige, erprobte Ärzte in ausreichender Zahl zur Verfügung stehen. Aber diese Zahl deckt sich vielfach nicht mit der Zahl der sich anbietenden Ärzte. Es ist klar, daß eine Kasse gerade die Ärzte, die mit den Erkrankungen und Lebensgepflogenheiten der Patienten durch jahrelange Praxis vertraut sind, besonders durch wirtschaftliche Vorteile mit sich zu verknüpfen sucht, und daß sie kein besonderes Interesse an der Beschäftigung von Ärzten hat, die bisher völlig den sozialhygienischen Aufgaben der Kasse fernstanden. Die Bindung bestimmter Ärztegruppen an die Kassen braucht durchaus nicht aus einem gewissen *Herrenbewußtsein* der Kassenverwaltung, aus dem Bestreben die Ärzte wirtschaftlich und sozial zu knebeln hervorzugehen, sie kann durch die eigenartigen sozialen Aufgaben der Kasse, durch die Bekämpfung bestimmter Berufskrankheiten, durch die Eindämmung der Berufsunfälle, durch die Begrenzung der Simulation usw. bedingt sein. Die Ärzte jedoch, namentlich die jungen, Praxis suchenden Mediziner, werden sich mit aller Energie eine Praxis erkämpfen wollen. In diesem Punkt entsteht also rein objektiv ein Konflikt, der sich nicht aus dem Übelwollen der Kassen oder der Ärzte sondern aus dem gegensätzlichen Interesse beider Teile ergibt. Da, wo ein Paschatum in den Krankenkassen aufleben sollte, hat die Sozialdemokratie selbstverständlich in erster Linie als Vertreterin der Idee der Gleichberechtigung die unbedingte Verpflichtung dem Herrschaftsbewußtsein, der Herrenwillkür dieser Kassenverwaltungen entgegenzutreten. Es ist wohl unleugbar, daß Krankenkassenverwaltungen da und dort ihre Machtstellung gegenüber den Ärzten mißbrauchen. So teilte ein Arzt mit, es sei ihm gleich bei seiner Anstellung gesagt worden, »sein Verbleiben bei der Kasse sei in erster Linie davon abhängig, wie er sich zum Vorstand derselben stelle«. Aber es ist auch sicher, daß Ärzte häufig die Tatsache als schwer beleidigend empfanden, daß sie als Ärzte einem von Arbeitern zusammengesetzten Krankenkassenvorstand unterstellt waren. So schreibt Dr. Theodor Plaut in seiner Schrift über den Gewerkschaftskampf der deutschen Ärzte¹⁾, die zu Beginn des abgelaufenen Jahres erschien:

»Hierzu kommt nun noch die Abhängigkeit der Ärzte von den Kassen. Hierbei ist zu betonen, daß die Kassenvorstände Sozialdemokraten und Arbeiter sind und die Ärzte ihre Untergebenen; demnach sind solche Leute hier in leitender Stellung und Arbeitgeber der Ärzte, die sonst im Leben als von der Bourgeoisie abhängig gelten, und in denen gewiß viele Ärzte von Rechts wegen unter ihnen Stehende sehen.«

Indes, abstrahieren wir von diesen subjektiven Konfliktbedingungen, würdigen wir vielmehr hier nur die rein objektiven. Das Bedürfnis einer Krankenkasse nach ärztlichen Hilfeleistungen kennt natürlich eine gewisse Sättigung. Eine Kasse, die mit 80 Ärzten ihre Patienten ausreichend versorgen und diese Ärzte wirtschaftlich befriedigen könnte, kann nicht 300 Ärzten eine auskömmliche Existenz sichern. Es wäre sozial unbillig von einem sozialhygienischen Wohlfahrtsinstitut zu fordern, daß es mit seinen Mitteln über das Maß hinausgeht, das wirtschaftlich zur ausreichenden Versorgung seiner Kranken mit ärztlicher Hilfe genügt, und zwar nur deshalb, weil sich tatsächlich mehr Ärzte melden als je die Kasse bedarf. Dem

¹⁾ Siehe Plaut *Der Gewerkschaftskampf der deutschen Ärzte* / Karlsruhe 1913 /; das Buch ist bereits von Kollwitz in seinem Artikel *Ärzte und Krankenkassen*, in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1913, 1. Band, pag. 229 f., erwähnt worden.

Ansturm der Ärzte gegen die in ihren Mitteln begrenzte Krankenkasse kann niemals der Staat mit geschlossenen Augen zusehen. Er hat in den Konflikten zwischen Ärzten und Krankenkassen als unparteiischer Schiedsrichter nach den Grundsätzen sozialer Gerechtigkeit zu entscheiden, zumal, da die Krankenkasse keine Arbeitgeberin der gewöhnlichen Art, kein kapitalistisches Profitunternehmen sondern ein Institut zur Erhaltung und Stärkung der Volkskraft ist, ein Institut, das gesetzlich vom Staat zur ärztlichen Versorgung seiner Mitglieder gedrängt ist. Der kapitalistische Arbeitgeber kann mehr oder weniger freiwillig Arbeitskräfte anwerben, die Krankenkasse muß ausreichende ärztliche Hilfskräfte einstellen. Dieses Amt der ärztlichen Versorgung der Kassenmitglieder muß der Staat ihr in jeder Weise erleichtern. Ich deutete ja schon vorher den Weg an, den der Staat zur Organisation des ärztlichen Dienstes einzuschlagen hat. Der Staat und die Gemeinden mit ihren neuen großen sozialhygienischen Aufgaben bedürfen eines sozial geschulten ärztlichen Personals. Sie haben daher ein Interesse an einer Öffnung der Posten unserer sozialen Versicherungskörperschaften für alle Mediziner, die sich dem Dienst des Gemeinwohls widmen wollen. Das Institut der bedingten freien Arztwahl, das jetzt durch das Abkommen der Ärzte und Krankenkassen vom 23. Dezember 1913 Wirklichkeit werden wird, bietet dem Staat für die Lösung seiner großen Aufgaben selbst enorme Vorteile. Er hat daher den Krankenkassen in der Organisation der ärztlichen Versorgung helfend beizuspringen.

IN der sozialen Entwicklung des medizinischen Berufs, in der fehlerhaften Konstruktion der Arbeiterversicherung lagen also rein objektiv die Bedingungen für zahlreiche Konflikte zwischen den Ärzten und den Krankenkassen. Diese Konflikte sind nicht etwa durch die geringe Wertung der geistigen Arbeit durch ein sozialdemokratisches Proletariat rein körperlicher Arbeit gezeitigt worden. Man hat ja versucht die Sozialdemokratie in einen prinzipiellen Gegensatz zum Ärztestand zu bringen, indem man ihr geringschätzige, banausische Urteile über die ärztliche Tätigkeit unterschob. Die höchst subjektiven Ansichten des Eigenbrödlers Dr. Landmann über die Ärzte und über die »Staatsmedizin« wandelt man flugs in sozialdemokratische Ansichten überhaupt. So lesen wir in der oben erwähnten Arbeit Dr. Plaunts:

»Von weit größerer Bedeutung und erheblichem Umfang sind die Ereignisse, die sich an das Wirken des Arztes Landmann anknüpfen. Dieser war ein ausgesprochener Sozialist und Sozialdemokrat. Als solcher sah er in den Ärzten eine Klasse von Leuten, die den doppelten Zweck hätten: 1. in ihrem eigenen Interesse die Kassen und Armen auszubeuten, besonders durch zu hohes und zu vieles Liquidieren, 2. im Interesse der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung das Proletariat zu verdammen. . . Daher rührt bei ihm eine vollkommene Mißachtung der Ärzte, überhaupt der gesamten »Staatsmedizin«. Es ist von symptomatischer Bedeutung, daß Dr. Landmann in so ausgesprochener Weise Sozialdemokrat gewesen ist . . . Genug, Landmann gewann die Kassen, und nun bestand seine Tätigkeit darin, daß er die ärztliche Versorgung zu verbilligen suchte.«

Es kann nicht scharf genug gegen diese Unterstellung protestiert werden, als habe der Sozialdemokrat Dr. Landmann die »Kassen« für seine, die ärztliche Tätigkeit so ungerecht wertenden Ansichten »gewonnen«. Ja, an anderer Stelle bemerkt Dr. Plaut, daß das Wirken Dr. Landmanns seinen »sozialistischen Anschauungen« entsprochen nützte. Abermals werden hier die höchst einseitigen Anschauungen Dr. Landmanns kurzerhand

mit denen des Sozialismus zusammengeworfen. Die Sozialdemokratie rückte durchaus nicht kritiklos in den Konflikten der Ärzte mit den Krankenkassen auf die Seite der Kassen. In dem Barmer Kassenkampf, hinter dem der Sozialdemokrat Dr. Landmann stand, schrieb zum Beispiel der Vorwärts:

»Wenn auch die Ärzte ihren persönlichen Beziehungen nach dem Bürgerstand angehören, so entspricht doch ihre wirtschaftliche Lage von Tag zu Tag mehr der der Arbeiter; der Streik ist also zu billigen.«

Bezeichnend ist wieder, daß Dr. Plaut zu dieser Haltung des Vorwärts zum Ärztestreik schreibt:

»Der Vorwärts nahm demnach Partei gegen die Kasse, was um so beachtenswerter, als es meines Wissens das einzige Mal war, daß die Sozialdemokratie für die Ärzte Partei ergriff.«

Das schreibt ein Mann, der dem Gewerkschaftskampf der Ärzte ein dickes Buch gewidmet hat, und doch hat er über alle die sprechenden Zeugnisse sozialdemokratischer Ärztfreundschaft einfach hinweggesehen. Da bemerkt Dr. Plaut in dem Literaturverzeichnis zu seinem Buch, daß er die letzten 10 Jahrgänge der Sozialistischen Monatshefte zu seiner Arbeit benutzt hat. Und doch hat Dr. Plaut den sehr instruktiven Aufsatz des sozialdemokratischen Arbeitersekretärs Johannes Timm über die Stellung der Arbeiter zur Ärztebewegung nicht gelesen. Aus diesem Aufsatz, der im November 1903 in den Sozialistischen Monatsheften erschien,²⁾ führe ich hier nur folgende Stellen an:

»Das Kommunistische Manifest spricht davon, daß die Bourgeoisie den Mann der Wissenschaft in ihren bezahlten Lohnarbeiter verwandelt hat. Das Unnatürliche dieser Tatsache tritt wohl kaum krasser in die Erscheinung, als wenn wir uns die Stellung des Arztes innerhalb der heutigen Gesellschaft vergegenwärtigen . . . Der Arzt ist Gewerbetreibender, Lohnarbeiter; sein idyllischer Beruf zwingt ihn zum Gelderwerb; er hat für die gefühllose *bare Zahlung* zu schaffen. Lange, sehr lange hat es gedauert, bis sich die deutsche Ärzteschaft ihrer Stellung bewußt geworden ist. Nicht erst die Krankenversicherungsgesetzgebung, wie irrtümlich ärztlicherseits vielfach behauptet wird, hat die *Lohnfrage* der Ärzte geschaffen. Diese war auch vorher vorhanden. Manche ärztliche Tätigkeit sogar, die früher wegen Armut unentgeltlich geleistet werden mußte, konnte später, nach Inkrafttreten des Krankenversicherungsgesetzes, wenn auch in ungenügender Weise, honoriert werden . . . Ein wirtschaftlicher Notstand ist bei den Ärzten vorhanden. Der ist von keiner Seite bestritten, und die Ärzte selbst haben ein zahlreiches Material zur Beurteilung ihrer Lage der Öffentlichkeit übergeben . . . Übrigens wurde bei der Beratung des Entwurfs der Krankenversicherungsnovelle von Abgeordneten aller Parteien zugegeben, daß eine Notlage der Ärzte vorhanden ist, Stadthagen geißelte unter anderm scharf, daß Gemeindeärzte mit Jahresgehältern von 600 bis 1200 Mark angestellt werden. Eine solche Besoldung sei jammervoll; er bedauerte, daß der sozialdemokratische Antrag zu § 6 betreffend die Einführung der freien Arztwahl für die Gemeindekrankenversicherung abgelehnt worden sei . . . Wer den wirtschaftlichen Kampf an sich als berechtigt anerkennt, kann nicht dagegen sein, wenn er von der Berufsklasse der Ärzte selbst gegen von Arbeitern verwaltete Institutionen . . . geführt wird . . . Solange der Arzt aber auf Privatarbeit angewiesen ist, wird man es ihm ebensowenig verargen können, daß er sich um seine Besserstellung rührt, als dem in der Krankenkassenverwaltung tätigen Beamten . . .«

Timm tritt dann für die bedingte freie Arztwahl ein, das heißt für den Modus, daß alle Ärzte, die sich für die Kassenpraxis zur Verfügung stellen, zugelassen werden. Ebenfalls unterschreibt er die ärztliche Forderung einer bessern Honorierung und erklärt die Besserstellung der Ärzte in jeder Beziehung für einen Gewinn für die Arbeiterklasse, denn die Hebung seiner

²⁾ Siehe Timm Welche Stellung haben die Arbeiter zur Ärztebewegung einzunehmen?, in den Sozialistischen Monatsheften, 1903, 2. Band, pag. 842 ff.

sozialen Lage werde dem gesamten Ärztstand erst die Möglichkeit verschaffen energischer als bisher an der Lösung des volkswirtschaftlichen Problems der Hebung der sozialen Verhältnisse der Arbeiterklasse mitzuarbeiten. Und Timm verweist dann schon auf die klare, durchaus nicht ärztefeindliche Stellung der Sozialdemokratie zur Arztfrage. Er schreibt: »Zum Schluß muß noch eins hervorgehoben werden. Genosse Dr. Zeppler beschuldigte in seiner Broschüre Die Lage der Ärzte und ihr Verhältnis zu den Krankenkassen die Presse der Sozialdemokratie im allgemeinen, daß sie sich bei der Verworfenheit der Sachlage um eine öffentliche Kritik der Ärzteangelegenheiten herumdrücke oder sich nur zu einzelnen Punkten zögernd ausspreche. Mir ist es in meiner Berufstätigkeit nicht möglich die gesamte Parteipresse zu verfolgen; ich weiß aber, daß beispielsweise der Vorwärts bei Konflikten der Ärzte mit Krankenkassen mehrfach entschieden für die Ärzte eingetreten ist. Und die Münchener Post hat bei der in München durch Vergleich beendeten Arztbewegung von Anfang an eine klare Stellung eingenommen, ohne sich um wichtige Punkte herumzudrücken. Es darf behauptet werden, daß dieser Haltung der Presse sowohl als auch der klaren Stellungnahme gewerkschaftlich und politisch organisierter Arbeiter es mit zu danken ist, daß München von einem Ärztestreik verschont geblieben ist.«

In diesen wenigen Zeilen des Genossen Timm sind schon genug Daten darüber gehäuft, wie objektiv deutsche Sozialdemokraten die Bestrebungen eines sozial emporsteigenden Ärztstands beurteilt, und wie sie dessen geistige Arbeit vollwertig eingeschätzt haben. Aber doch darf hier nach meiner Meinung nicht die wichtige Tatsache übergangen werden, daß ja die Krankenkassenbewegung des Deutschen Reichs lange Zeit unter dem bestimmenden Einfluß zweier Ärzte stand, die umsichtig und einsichtig stets die fortgeschrittensten Forderungen ihres Standes vertraten. Es waren dies die Mediziner Dr. R. Friedeberg und Dr. Kurt Freudenberg.

Und gerade Sozialdemokraten sollen Anhänger einer rein faustproletarischen Auffassung der geistigen Arbeit sein? Ist doch die Geschichte der sozialdemokratischen Theorie die Geschichte ernst ringender wissenschaftlicher Arbeit um die Erkenntnis des Wesens der Gesellschaft, um die Erforschung der ökonomischen und sozialen Bedingungen für eine kulturelle Höherentwicklung der Menschheit. In dieser kurzen Kennzeichnung der sozialistischen Theorie ist zugleich die dem Wesen des Sozialismus immanente Wertschätzung der geistigen Arbeit enthalten. Die freie wissenschaftliche Forschung gilt dem Sozialisten als eine notwendige Voraussetzung seiner heiß erstrebten neuen Gesellschaft; denn erst die wissenschaftliche Erfassung der Entwicklungstendenzen der Gegenwart eröffnet ihm einen Ausblick in das Werden der sozialen Zukunft, und erst die völlige Vertrautheit mit den technisch-produktiven und den gesellschaftlich-kulturellen Kräften unserer Zeit ermöglicht ihm deren zielklare Anwendung zur Sättigung aller kulturellen, vernunftgemäßen Bedürfnisse einer zukünftigen sozialistischen Gesellschaft. Die höchste Steigerung der technisch-ökonomischen Potenzen und die harmonische Ausbildung aller menschlichen Kräfte sind die großen Zielpunkte der sozialistischen Bewegung. Alle großen Persönlichkeiten, die sich in der sozialistischen Bewegung auswirkten, von Saint-Simon bis auf Jaurès, sind Giganten geistiger Arbeit gewesen. Das Bild des über die seelenmörderische Misere des Alltags triumphierenden Marx, der, wissenschaftliche Probleme wälzend, frierend an seinem Arbeitstisch sitzt und seine theoretische Hauptarbeit, die Kritik des Kapitals, zu einem »artistischen

«Ganzen» gestaltet, gehört der Geschichte des Sozialismus ein für allemal an. Und mit ihm auch jenes Engels', der, voller Enthusiasmus für die sozialistische Idee, seine wertvollsten Jugendkräfte einer ungeliebten kaufmännischen Tätigkeit hingibt, um dem Freunde Marx die wissenschaftliche Arbeit, den Ausbau seines großen Lebenswerks, zu ermöglichen.

Was für das Werden einer neuen Gesellschaft der soziale Mediziner bedeutet, der die physischen Existenzbedingungen der arbeitenden Menschheit erforscht, dessen ist sich der Begründer des modernen Sozialismus, Karl Marx, stets bewußt gewesen. Nicht nur der Techniker, der in seinen Arbeiten die großen wirtschaftlichen Umwälzungen unseres Maschinenzeitalters lichtvoll dartut, kommt in der Marxschen Kapitalkritik zum Wort, sondern auch der Mediziner, der den Geist und Körper verwüstenden Einfluß der Überarbeit und die furchtbaren Zerstörungen bestimmter Berufsarbeiten feststellt. Neben Marx und Engels steht als Bahnbrecher der sozialistischen Bewegung Ferdinand Lassalle, der als Programm der von ihm als »Kulturbewegung« entfachten Agitation das große Wort von der Allianz der Wissenschaft und der Arbeiter in die Welt hinausruft.

Aber nicht nur die in der Wissenschaft wurzelnden Köpfe des Sozialismus sind ganz Hingabe, ganz Opfermut für diese, sondern auch die Männer, die sich in harter Tagesarbeit ein kümmerliches Brot errangen. Da sehen wir den Magdeburger Schneider Weitling, der im religiösen Stil das sozialistische Evangelium des armen Sünders verkündet, in aufreibenden Nachtwachen die Lehren des französischen Sozialismus ergründet. Aus dem Kopf dieses Handwerksgeßellen ging ein sozialistischer Verwaltungsplan hervor, der zwar noch reichlich nach der Familie und der Werkstatt des Handwerksmeisters riecht, aber doch eine unbegrenzte Hochachtung vor der Wissenschaft, vor der geistigen Arbeit enthält. An die Spitze seines großen »Familienbunds« setzt nämlich Weitling ein Trio von Philosophen, Mechanikern und Ärzten. Der geniale Geist dieses Schneiders ahnte schon die umwälzende Bedeutung der sozialen Medizin für die körperliche und geistige Gesundheit einer sozialistischen Generation, und deshalb stellt er neben die geistigen Mächte der Philosophie und der Technik (Mechanik) die moderne Großmacht der sozialen Medizin.

XX

AUGUST ERDMANN · ZUR BEURTEILUNG DER CHRISTLICHEN GEWERKSCHAFTEN



ERGEGENWÄRTIGEN wir uns, wann, von wem und wozu die christlichen Gewerkschaften gegründet worden sind. Sie entstanden Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, das heißt zu einer Zeit, wo die sozialistischen Gewerkschaften in Deutschland sich einen sichern Boden geschaffen hatten und als die berufene wirtschaftliche Vertretung der deutschen Arbeiterschaft gelten konnten. Da kam, nicht aus dem Kreis der katholischen Arbeiter sondern unter den Zentrumsführern und der Geistlichkeit, der Gedanke auf Sondergewerkschaften zu gründen und dadurch zu verhüten, daß die katholischen Arbeiter auf dem Weg über die freien Gewerkschaften ins rote Lager wanderten und so dem Zentrum und der Kirche verloren gingen. Aber die Son-

derorganisationen hatten nicht nur die Aufgabe die katholischen Arbeiter von der Berührung mit ihren sozialistischen Klassengenossen fernzuhalten, sie waren auch als Kampftruppen gegen die Sozialdemokraten ausersehen, gegen die klassenbewußte Arbeiterbewegung, und zwar sowohl auf politischem wie auf wirtschaftlichem Gebiet. Nicht etwa nur im Marsch getrennt, im Kampf aber vereint sollte die sozialistische von der christlichen Arbeiterbewegung sein, sondern dauernd von ihr getrennt, beide sollten im Kampf nicht neben sondern gegen einander sein. »Wir sind kein Kampfverein!« rief Pfarrer Weber als Mitglied des Ehrenrats im Gewerkverein christlicher Bergleute. Und Weihbischof Schmitz, einer der Mitgründer dieser ersten christlichen Gewerkschaft, rühmte von den Mitgliedern, daß ihr einziger Feind nicht das Kapital, sondern der Gedanke und die Partei des Umsturzes, mit anderen Worten: die Organisation ihrer sozialistischen Klassengenossen, sei.

Es muß zugestanden werden, daß unter den Gründern der christlichen Gewerkschaften mancher war, der es ehrlich mit den katholischen Arbeitern vorhatte, der sie zwar von den Sozialdemokraten fernhalten, aber sie doch nicht zum Bruderkampf führen wollte, der im Gegenteil auf das Zusammenarbeiten der christlichen und der sozialistischen Arbeiterorganisationen bedacht war. Und auch unter den proletarischen Führern hat gewiß dieser Gedanke vorgeherrscht. Wenigstens liegen genug öffentliche Zeugnisse dieser Art vor, und in vertraulicher Unterhaltung konnte man von den Führern noch deutlichere Zeichen guten Klassenbewußtseins und Zusammengehörigkeitsgefühls vernehmen. Das äußerte sich auch in der gewerkschaftlichen Betätigung. Der Zwang der Umstände führte die beiden Richtungen doch mit der Zeit zusammen. Auch die christlichen Arbeiter wollten höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit, und da die Unternehmer nicht freiwillig nachgaben, mußten die Forderungen erkämpft werden; und da weiter die christlichen Organisationen allein für den Kampf zu schwach waren, mußten sie mit den anderen Organisationen zusammengehen. Im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens finden sich denn die christlichen Gewerkschaften vielfach mit den sozialistischen Verbänden zu guter Waffenbrüderschaft. Das dauerte allerdings nicht lange. 1900 schon kam von der Kirche die erste Zurechtweisung in Gestalt des Fuldaer Pastorales. Die christlichen Gewerkschaften mußten sich von den Bischöfen sagen lassen, daß die Kirche keine selbständige, von Klassen-solidarität geleitete und mit den Mitteln des Klassenkampfes wirkende Arbeiterbewegung will, daß interkonfessionelle Organisationen von Übel, und daß die von Geistlichen geleiteten katholischen Arbeitervereine die für katholische Arbeiter berufenen Organisationen sind. Es begann dann der Kampf zwischen den Gladbachern und den Berlinern, den christlichen Gewerkschaften und den katholischen Fachabteilungen; es begann die Berrennung des Vatikans und der Bischofspalais durch die Führer der beiden Richtungen; es begann die Flut der päpstlichen Ansprachen, Telegramme und Erlasse in Sachen der Arbeiterorganisationen; es begann der Rückzug der christlichen Gewerkschaften; es kam ihre Verurteilung mit bedingter Bgnadigung durch die Enzyklika Singulari quadam und ihre Unterwerfung unter das päpstliche Machtgebot.

Auf politischem Gebiet vollzogen die Ultramontanen die Schwenkung nach rechts, die Verbrüderung mit den Konservativen und den Rechtsliberalen.

Das Zentrum entdeckte seinen *nationalen* Beruf, es machte Anstalt den Turm zu verlassen, weil es muß, wenn es seine städtischen Mandate im Westen vor den Sozialdemokraten retten will, wenn seine Kapitalisten an dem Gewinn des neuzeitlichen Wirtschaftslebens teilhaben, wenn seine Sprößlinge an der staatlichen Futterkrippe Platz finden wollen. Die Schwenkung des Zentrums bringt auch eine Schwenkung seiner getreuen Schutztruppen, der christlichen Gewerkschaften, mit sich, deren Führer das Zentrum dadurch auf Gedeih und Verderb an seine Politik gekettet hat, daß es sie in Parlamentsmandate und sonstige Vertrauensstellungen der Partei beförderte. Die christlichen Gewerkschaften treiben nun nicht mehr proletarische sondern sogenannte nationale Politik; die Unternehmer sind ihnen nicht mehr Gegner ihrer Klasse sondern die Freunde und Helfer ihrer Partei. Und noch etwas kommt hinzu, was sich bei den christlichen Gewerkschaften ändert: ihre Stellung zur Regierung. Einmal weil das Zentrum durchaus Regierungspartei sein und bleiben will und sein Gefolge wohl oder übel mitmachen muß, dann aber auch deshalb, weil die christlichen Gewerkschaften gelernt haben in der Regierung nicht nur ihren Schützer gegen Rom sondern auch gegen den übermächtigen Wettbewerb der sozialistischen Arbeiterbewegung zu erblicken. Abhängig von Rom, das sich immer entschiedener gegen jede selbständige Regung im katholischen Volksteil wendet; abhängig vom Zentrum, das sich immer mehr nach rechts entwickelt; abhängig von der Regierung, die ihre Stärke in einer wider die Arbeiterklasse gerichteten Politik sucht, stehen die christlichen Gewerkschaften heute der sozialistischen Arbeiterbewegung auf politischem wie auf gewerkschaftlichem Gebiet in ausgesprochener Kampfesstellung gegenüber. Sie liefern, aller Neutralität zum Trotz, den Rechtsnationalliberalen Arbeiterwahlkreise aus; sie bringen Lohnbewegungen, an denen Hunderttausende beteiligt sind, durch Streikbruch zum Scheitern; sie sammeln und erfinden Material über *sozialdemokratischen Terrorismus* und über die politische Betätigung der freien Gewerkschaften: alles aus Haß gegen die Sozialdemokratie und zum Besten der Arbeiterfeinde. Daran ändert ein gelegentliches radikales Auftreten, wie jüngst auf dem sogenannten deutschen Arbeiterkongreß, nicht das mindeste. Die Gönner der christlichen Gewerkschaften nehmen das ruhig hin, wissen sie doch, daß die christlichen Führer, die eben entschiedene sozialpolitische Forderungen erhoben haben, gleichwohl die Gegner dieser Forderungen in den Reichstag wählen.

Die Verteilung der katholischen Bevölkerung in Deutschland bringt es mit sich, daß die christlichen Gewerkschaften nicht überall gleichmäßig verbreitet sondern vorwiegend im Westen und Süden zu finden sind. Wo es sie gar nicht gibt, oder nur in unbeachtlichem Maß, hat man nur die Tatsache im Auge, daß den mehr als 2½ Millionen starken sozialistischen Gewerkschaften knapp 350 000 christlich organisierte Arbeiter entgegenstehen, und man wird in solchen Gegenden kein rechtes Verständnis dafür haben, daß man anderswo, besonders im Westen, der christlichen Gewerkschaftsbewegung eine größere Bedeutung beimißt. Aber man denke daran, daß den 80 000 im alten Verband organisierten Ruhrbergleuten 45 000 christlich organisierte gegenüberstehen, daß die christlich organisierten Textilarbeiter im Westen den sozialistisch organisierten an Zahl überlegen sind, und man wird die Bedeutung der christlichen Gewerkschaften für diese Gegenden und diese Berufe begreifen. Im Bergbau liegen die Dinge so, daß der

christliche Verband trotz seiner Minderzahl das Feld beherrscht, insofern als der alte Verband mitsamt der polnischen und Hirsch-Dunckerschen Organisation zu keiner Lohnbewegung fähig ist, wenn der christliche Verband nicht will. Was das bedeutet, hat der Bergarbeiterausstand vom März 1912 gezeigt, und wie die Auseinandersetzung darüber ergeben hat, wollen die christlichen Gewerkschaften der damaligen Taktik treu bleiben, das heißt sie gedenken an großen, das allgemeine Wirtschaftsleben erschütternden Ausständen nicht mehr teilzunehmen. Die christlichen Führer haben denn auch seither den Gedanken an eine Arbeitsgemeinschaft mit den sozialistischen Organisationen, wo ein solcher Gedanke gelegentlich auftauchte, mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Und nun bedenke man, wie der Umstand durch die Christlichen zur Ohnmacht verurteilt zu sein auf die übrige Bergarbeiterschaft wirken muß. Der klassenbewußte Bergarbeiter sieht in den Zechenherren und deren scharfmacherischen Handlangern seine Feinde, seine Bedrücker und seine Ausbeuter. Er haßt sie als solche, aber dieser Haß ist doch durch die Erkenntnis gemildert, daß die Herren Stinnes und Genossen aus Klasseninteresse rücksichtslos gegen die Arbeiter sind, daß sie nichts verbergen und verraten und daß sie, wie sie nun einmal sind, ehrliche und gerade Kerle sind. Man weiß aber auch, daß der Klassenegoismus der Zechenherren sich nur deshalb so rücksichtslos betätigen kann, weil ein Teil der Bergarbeiter, eben die christlichen Gewerkschaften, von den Klassengenossen abgerückt ist. Vor der Einigkeit der Bergarbeiter müßten die Zechenherren die Waffen strecken; daß sie es nicht tun, ist die Schuld derjenigen, die diese Einigkeit stören, die einen hoffnungsvoll begonnenen Ausstand zunichte machen. Ist es verwunderlich, wenn man in Bergarbeiterkreisen diese Leute als Feinde der Arbeitersache betrachtet, wenn man sie mit aller Erbitterung bekämpft, deren ein in seiner besten Überzeugung, in seinem Glauben an die proletarische Solidarität irre gewordener Arbeitsmann fähig ist, und wenn dieser Erbitterung in Worten Ausdruck gegeben wird, die denjenigen, der außerhalb dieser betrübenden und verwirrenden Verhältnisse steht, allzu derb oder gar gehässig anmuten müssen?

Es ist nicht das Bestehen der christlichen Gewerkschaften an sich, das unsere Gewerkschafter aufregt und erbittert. Man kann sich zur Not auch mit einer Sonderorganisation abfinden, wenn diese sich im allgemeinen auf klassenbewußtem Boden hält und, wenn es hart an hart geht, mit den kämpfenden Arbeitsbrüdern zusammensteht. Es gab eine Zeit, wo man glauben konnte, daß die christlichen Gewerkschaften sich einem solchen Verhältnis anpassen würden. Dann aber kamen die Maßnahmen der geistlichen Autorität, die Wandlungen des Zentrums, und unter dem Druck beider Wirkungen wandten sich die christlichen Gewerkschaften vom bessern Weg ab. Man hat auf unserer Seite die Äußerungen der christlichen Führer aus jener Zeit nicht vergessen und sagt sich: Die Leute wissen, was sie ihrer Klasse schuldig sind, und wenn sie jetzt, um es mit ihren weltlichen und geistlichen Hintermännern nicht zu verderben, sich wider ihre Klasse wenden, so tun sie das bewußt und sind mehr zu verurteilen als die Gelben, die nie etwas anderes getan haben, und denen der mildernde Umstand des angeborenen Mangels an Klassenbewußtsein zur Seite steht. Und man gedenkt der vielfachen auf Störung der Einigkeit zielenden Quertreibereien der Christlichen (Konsumvereine, Krankenkassenverband, Volksfürsorge); man gedenkt der vielfachen

politischen Umfälle der christlichen Führer als Abgeordnete. Man kann getrost sagen: Wenn das Zentrum sich in den letzten Jahren bei den sozialistischen Massen mehr als je verhaßt gemacht hat, so hat daran am meisten das Verhalten der christlichen Arbeiterführer mitgewirkt.

Die Abhängigkeit der christlichen Gewerkschaften von Mächten außerhalb der Arbeiterklasse macht es unseren Organisationen, insbesondere dem Bergarbeiterverband, äußerst schwer ihnen gegenüber eine einigermaßen folgerichtige Haltung einzunehmen. Man ist eben der christlichen Gewerkschaften nie sicher, man weiß nie, ob im gegebenen Fall ihre Lenker ihnen erlauben das zu tun, was sie möchten. Köln, Breslau oder Rom bestimmen die Taktik der christlichen Gewerkschaften, und von dem Ausfall der Reichstagswahl, von dem politischen Kurs des Zentrums oder von einem Kuhhandel hängt es ab, ob die Führer so oder so handeln. Dazu kommt, daß die Taktik der christlichen Verbände verschieden ist. Die Bergarbeiterbewegung, in der die Christlichen eine ausschlaggebende Rolle spielen, bekommt deren Tücke in vollem Maß zu spüren; im Baugewerbe, wo die Christlichen zu schwach sind, um sich einer Bewegung des Bauarbeiterverbands entgegenzustellen, halten die beiden Organisationen einträchtig zusammen. So hat die Taktik des Bergarbeiterverbands gegenüber dem christlichen Gewerkverein vielfach geschwankt, immer aber ist man auf unserer Seite auf die Einigkeit bedacht gewesen: zum Unterschied von den Christlichen, die in Otto Hue deshalb das »Urübel« der Bergarbeiterbewegung sahen, weil er wie kein anderer auf die Einigkeit aller Bergleute hinarbeitete.

Wie die Sache weiter verlaufen wird? Meines Erachtens, und ich glaube das ohne Widerspruch meiner Freunde im Westen sagen zu können, ist an ein allgemeines und dauerndes Einvernehmen zwischen den sozialistischen und den christlichen Gewerkschaften kaum noch zu denken. Ich glaube sogar, daß die Fälle, wo ein gelegentliches Zusammengehen stattfindet, immer seltener werden. Es müßte denn sein, daß die christlichen Gewerkschaften sich ihrer Abhängigkeit von Kirche und Zentrum entledigen. Indes, wie sie ohne die Gunst des Zentrums und des Klerus nicht entstanden wären, so könnten sie sich ohne diese Gunst auch nicht erhalten, und nichts ist richtiger, als wenn Dr. Kauffmann, einer der quertreibenden Integrialkatholiken, jüngst in dem Kölner Gewerkschaftsprozesse sagte: die christlichen Gewerkschaften seien in Wirklichkeit katholische Organisationen; der katholische Arbeiter, der ihnen beitrete, tue das nicht mit Rücksicht auf ihr Programm, sondern weil der Herr Kaplan es wünsche. Eine Bewegung, die derart auf die Gunst und die Hilfe von außen angewiesen ist, kann nicht über sich bestimmen. Was die christlichen Gewerkschaften in Zukunft sein und tun werden, hängt nicht von ihnen sondern von ihren Vätern, Gönnern und Schützern, in erster Linie von Kirche und Zentrum ab. Da das Verhältnis zu den christlichen Gewerkschaften solchermaßen von politischen wie von Kultur- und Weltanschauungsfragen beeinflußt wird, so wird der Kampf mit ihnen weiter geführt werden müssen, wobei allerdings darauf zu sehen ist, daß dieser Kampf nicht mit untauglichen Mitteln geführt, und daß nicht gegen die christlichen Gewerkschaften mit Behauptungen vorgegangen wird, die sich nicht erweisen lassen.

Daß die in den letzten Worten ausgesprochene Mahnung nicht unnötig ist,

die Sozialdemokratie gelesen habe, und wenn ja, wie er es dann mit seiner Überzeugung vereinbaren könne einem solchen Gegner der Sozialdemokratie die Hand zu schütteln?

Um diese neueste *Affäre* richtig würdigen zu können, muß zunächst an ein Gegenstück erinnert werden. Vor einigen Jahren tagte in Dresden der deutsche Gewerkschaftskongreß. Niemand zweifelt daran, daß alle seine Teilnehmer ausgesprochene Sozialdemokraten waren. Viele hervorragende Mitglieder dieses Kongresses waren und sind heute noch sozialdemokratische Abgeordnete. Auf ihrem Ausflug nach der sächsischen Schweiz wurden diese Sozialdemokraten in einem Dorf von dem Gemeindevorsteher auf dem Dorfplatz feierlich begrüßt und willkommen geheißen. Dieses Gemeindeoberhaupt, ein Mann, der sehr wahrscheinlich konservativ oder nationalliberal wählt, jedenfalls aber gut bürgerlich und monarchisch gesinnt ist, vom Sozialismus nichts wissen will und staatsrechtlich zu den Staatsbeamten zählt, hat seinen größten politischen Gegnern, den »Todfeinden der bürgerlichen Gesellschaft« (Bebel), den Demokraten, Sozialisten und Republikanern, die Hand geschüttelt, sie als Gäste in der von ihm vertretenen Gemeinde empfangen. Und wohl die gesamte sozialdemokratische Presse war voll des Lobes über die freimütige, objektive, tolerante Handlungsweise dieses Gemeindevorstehers, der die Gäste seiner Gemeinde ohne Ansehen der Person und ihrer Parteistellung begrüßte, in ihnen lediglich die Vertreter von Millionen Mitgliedern des deutschen Volkes sah. Diese so feierlich von einem Anhänger der bürgerlichen Gesellschaft und der Monarchie begrüßten Gäste haben aber zusammen hundertmal, tausendmal mehr und schärfere Reden gegen die bürgerliche Gesellschaft und die Monarchie und auch gegen die bürgerlichen Gemeindeverwaltungen gehalten als der Kaiser gegen die Sozialdemokratie.

Ist es nun nur dann reaktionär, absolutistisch, bürokratisch, ein Ausfluß des deutschen Polizeigeistes, wenn bürgerliche Stadtverwaltungen es ablehnen Gäste der Stadt oder Gemeinde zu begrüßen, weil diese zwar Vertreter von großen Gemeinschaften oder Organisationen, von Millionen Mitgliedern des Volkes sind, aber der Sozialdemokratie angehören? Oder ist es nicht ganz das selbe, wenn sozialdemokratische Repräsentanten von Kommunen die Gäste nach ihrer Parteistellung behandeln und nicht einfach danach, daß sie Vertreter anderer großer Gemeinwesen sind? Ist es nur dann freimütig, modern, tolerant, der Ausfluß einer unabhängigen Gesinnung, wenn bürgerliche Gemeinderepräsentanten sozialdemokratische Gäste, Todfeinde der bürgerlichen Gesellschaft, begrüßen? Oder ist es nicht auch freimütig, tolerant, ein Zeichen des Freiheits- und Unabhängigkeitsgefühls, wenn Sozialdemokraten in ihrer Eigenschaft als Vorsteher von Gemeinden die Vertreter nichtsozialdemokratischer Gemeinschaften empfangen?

Im vorigen Jahr tagte in Dresden der deutsche Genossenschaftskongreß, der im wesentlichen von den Vertretern der Arbeiterkonsumvereine gebildet wurde. Sicher neun Zehntel der Delegierten waren Sozialdemokraten, Todfeinde der bürgerlichen Gesellschaft. Die Genossenschaften machen auch gar kein Hehl daraus, daß sie dazu beitragen wollen die kapitalistische Produktion und damit also die bürgerliche Gesellschaftsordnung zu überwinden. Die Stadtverwaltung Dresdens hatte trotzdem den Genossenschaftstag durch einen Vertreter begrüßen lassen, die sozialdemokratischen Gäste also

willkommen heißen, was in den Berichten der sozialdemokratischen Zeitungen lobend hervorgehoben wurde. Soll eine sozialdemokratische Stadtverwaltung aber nur sozialdemokratische Gäste begrüßen dürfen? Und wenn nicht: wo soll die Grenze sein? Soll ein sozialdemokratischer Stadtverordnetenvorsteher oder Bürgermeister einen Vertreter der bürgerlichen, also kapitalistischen Gesellschaftsordnung, die zu bekämpfen doch die erste und wichtigste Aufgabe der Sozialdemokratie ist, als Gast der Stadt empfangen dürfen, nicht aber den Repräsentanten eines monarchischen Staates? Doch gerade vom Standpunkt der reinen marxistischen Lehre aus ist die Staatsform von untergeordneter Bedeutung gegenüber dem Kampf gegen den Kapitalismus. Es war Bebel, der einmal gesagt hat, für die Republik ließen sich die Sozialdemokraten die Köpfe nicht einschlagen. So gleichgültig war ihm die Frage Monarchie oder Republik.

Man stelle sich ferner folgenden Fall vor: Französische und italienische Städte, in denen die Sozialdemokraten die Mehrheit haben, würden Vertreter nach Deutschland senden, um die deutschen Städte zu besuchen und kennen zu lernen. Eine Stadtverwaltung würde es nun ablehnen diese fremden Gäste zu begrüßen, weil ihre Mitglieder es mit ihrer monarchischen Gesinnung und konservativen oder liberalen Parteianschauung nicht vereinbaren können sozialdemokratischen Bürgermeistern und Stadtverordneten die Hand zu schütteln, die politischen Gegner, die hundertmal die bürgerliche Gesellschaftsordnung angegriffen haben, in ihrer Stadt willkommen zu heißen. Würde nicht die gesamte freigesinnte Presse, voran die sozialdemokratischen Zeitungen, diesen beschränkten Köpfen sagen, daß sie sich vor dem ganzen Ausland fürchterlich blamiert und lächerlich gemacht hätten, daß ihre Handlungsweise dumm, borniert und kindisch sei, daß so etwas nur noch im bürokratischen, absolutistischen, reaktionären Polizeistaat Deutschland möglich sei, wo der Polizeigeist auch vielen Bürgern so zu Fleisch und Blut geworden sei, daß sie in allen ihren Handlungen von ihm geleitet würden? Und würden wir diesen Polizeigeistern nicht klarzumachen versuchen, daß sie nicht als Vertreter der konservativen oder liberalen Partei sondern als Repräsentanten eines Gemeinwesens die Abgesandten fremder Kommunen gastlich hätten empfangen müssen, und daß dies eine Pflicht des Anstands sei? Sollen Sozialdemokraten aber anders handeln, etwa so wie die reaktionären, absolutistischen Polizeigeister?

Keinem Sozialdemokraten wird es wohl einfallen die Repräsentationen überhaupt verwerfen zu wollen. Auch die Sozialdemokratie weiß die Bedeutung der Repräsentationen zu würdigen und wendet für Repräsentationszwecke auch Geldmittel auf. Die kommunalen Repräsentationen sind aber sogar Erscheinungen der demokratischen Entwicklung. Die Kommunen der ältesten Zeiten waren autonome Gemeinwesen, kleine selbständige Republiken, Genossenschaften mit kommunistischem Charakter. Als freie, unabhängige Gemeinschaften haben sie sich auch nach außen gezeigt. Fremde, die nicht der Kommune angehörten, haben sie als Gäste behandelt, bewirtet, geschützt, und besonders die mittelalterlichen Städte haben in der Behandlung fremder Gäste ihrer Selbständigkeit einen starken Ausdruck verliehen. Als mit der Herausbildung des absolutistischen Staatswesens die Kommunen zu unselbständigen staatlichen Verwaltungsstellen, zu Teilen des bürokratischen Verwaltungsapparats herabgesunken waren, gab es keine Gäste der Kom-

munen mehr, weil diese keine Selbständigkeit mehr besaßen; es konnte also auch keine kommunale Repräsentation mehr geben. Mit der Entwicklung der kommunalen Selbstverwaltung, in dem Maß, in dem die Gemeinden wieder selbständige, abgeschlossene Organisationen, mit genossenschaftlichem Charakter, Gemeinwesen auf demokratischer Grundlage werden, suchen sie auch wieder ihre Selbständigkeit durch allerhand Äußerlichkeiten, wie das Empfangen und Begrüßen der fremden Gäste, zu dokumentieren. In den demokratischen Ländern, in England und Norwegen, in Dänemark und in der Schweiz, in Frankreich und in Italien sind die kommunalen Repräsentationen am höchsten ausgebildet. Ob der Gast eine Republik oder eine Monarchie vertritt, ob er ein Sozialdemokrat oder ein Konservativer ist, das ist nicht der Grund, weshalb ihn eine freie Kommune begrüßt. Nicht seiner Person oder Parteistellung wegen sondern als Vertreter eines Volkes oder Volksteils, einer andern Gemeinschaft wird der Gast empfangen. Deutsche Sozialdemokraten, die als Vertreter ihrer Gewerkschaft an irgendeinem Kongreß der englischen Arbeiter teilgenommen hatten, wurden in der Regel bei ihrer Ankunft in der englischen Kongreßstadt von der Bahn weg zuerst und direkt zum Bürgermeister geführt, der sie, als fremde Gäste, als Vertreter anderer Gemeinschaften feierlich begrüßte und zum Teil bewirtete, um vielleicht wenige Tage später auch Vertreter von Unternehmerorganisationen in gleicher Weise zu empfangen. Die Stadtverwaltung Kopenhagens begrüßte den deutschen Kaiser als den offiziellen Repräsentanten Deutschlands und die Delegierten des internationalen Sozialistenkongresses als die Vertreter großer Volksteile verschiedener Länder. In der Schweiz wurde der deutsche Kaiser von den Vertretern des demokratischen, republikanischen Staates, unter denen sich auch Sozialdemokraten befanden, als Gast willkommen geheißen. Das Parlament der kapitalistischen Vereinigten Staaten von Amerika hat den Vertreter der deutschen Gewerkschaften, den Sozialdemokraten Legien, feierlich als Gast begrüßt.

Das ist der Ausdruck des freiheitlichen, demokratischen, unabhängigen Bewußtseins. Das Gegenteil dessen ist Absolutismus, Polizeigeist. In dem halbabsolutistischen, bürokratischen Deutschland, wo die Gemeinden erst eine sehr beschränkte Selbstverwaltung haben, die Verwaltungsbeamten der Gemeinden meistens noch Staatsbeamte, Glieder des staatlichen, bürokratischen Verwaltungsapparats sind, richten sich deshalb die kommunalen Repräsentationen auch noch vielfach (in Norddeutschland allgemein) nach der Parteistellung der Gäste. Die Vertreter von Organisationen, die im Geruch der Sozialdemokratie stehen, werden in der Regel oder meistens von den Gemeindeverwaltungen nicht begrüßt. Das ist ein Zeichen der Unfreiheit. Gemeindebeamte, die Sozialdemokraten als städtische Gäste willkommen heißen, können ja auch von der Regierung diszipliniert werden. Heißt es aber nicht diese reaktionären, bürokratischen, absolutistischen, polizeilichen Gepflogenheiten reaktionärer Gemeindeverwaltungen und Staatsregierungen für richtig anerkennen und empfehlen, wenn Sozialdemokraten die gleiche Handlungsweise von ihren Parteigenossen, die Kommunen nach außen hin zu vertreten haben, verlangen?

Freilich zeigt sich bezeichnenderweise eine sehr merkwürdige Übereinstimmung über diese Frage in den Anschauungen der Konservativen und der sogenannten Radikalen unserer Partei. Die konservative Presse hat es dem

Kaiser verübelt, daß er dem Sozialdemokraten die Hand gedrückt habe. Und unsere *Radikalen* fielen über Wittl her, weil er in die dargebotene Hand des Kaisers eingeschlagen habe. Und wie die Reaktionäre die Disziplinierung des Gemeindevertreters verlangen, der Sozialdemokraten als Gäste der Gemeinde begrüßt, so rufen auch radikal sein wollende Sozialdemokraten nach einem Disziplinarverfahren gegen den Genossen Wittl, weil dieser den Repräsentanten des Deutschen Reiches als Gast der Stadt München, im Auftrag der Stadtverwaltung, wozu ihn sein Amt verpflichtete, ebenso begrüßt hat wie die konservative Stadtverwaltung von Dresden die sozialdemokratischen Delegierten des Genossenschaftstags.

Man sagt, der Mensch wie er ist sei das Produkt der ihn umgebenden Verhältnisse. Danach könnte man schließen, daß aus diesem Grund eine Anzahl Sozialdemokraten im Norden und Osten Deutschlands noch nicht ganz frei von dem Einfluß des absolutistischen und polizeilichen Geistes ist, der hier herrscht. In Süddeutschland, wo die Gemeinden freier, unabhängiger sind, wo es deshalb auch bereits sozialdemokratische Magistratspersonen und Bürgermeister gibt, und wo auch die Kommunalbehörden in der Regel keinen Anstoß daran nehmen, daß der städtische Gast, den sie empfangen und begrüßen, ein Sozialdemokrat ist, da denken auch die Sozialdemokraten freier und unabhängiger über die Repräsentationen.

Wie man aber auch über den Wert der Repräsentationen denken mag: Wenn die Sozialdemokraten in der bürgerlichen Gesellschaft ein kommunales oder staatliches Amt übernehmen, wenn sie in den Verwaltungsapparat eindringen wollen, um ihn zu erobern, können sie sich den Repräsentationspflichten nicht entziehen. Auch ein demokratisches oder sozialistisches Gemeinwesen wäre unmöglich, wenn einzelne Verwaltungsbehörden es ablehnen wollten mit verfassungsmäßig vorhandenen Institutionen in Verkehr zu treten, weil diese nicht ihren parteipolitischen Anschauungen entsprechen. Wie die Verhältnisse nun einmal liegen, werden wir in Deutschland voraussichtlich noch Generationen hindurch mit der Monarchie in irgendeiner Form zu rechnen haben. Sollten Sozialdemokraten gezwungen sein jede Berührung mit dem Monarchen zu vermeiden, dann müßten sie für alle Zeiten auf die Mitwirkung in der Verwaltung verzichten, zur großen Freude aller reaktionären Gegner der Sozialdemokratie. Denn man erobert nicht die politische Macht und man ändert nicht die staatlichen Einrichtungen, indem man beiseite steht, sondern indem man einen Posten nach dem andern erobert, ohne über Zwirnsfäden zu stolpern. Der englische Staat hat sich vom konstitutionellen zum demokratischen umgebildet in dem Maß, in dem Demokraten in die Verwaltung eingedrungen sind. Auch revolutionäre Katastrophen ändern nichts daran, da sich nur so und nicht anders die Entwicklung vom Bürokratismus zur Demokratie vollzieht: indem die Verwaltung Stück um Stück von den Demokraten erobert wird.

Die Sozialdemokratie steht vor einem Entweder-Oder. Sie kann entweder bereit sein in die Verwaltung (und die Verwaltung ist die Staatsmacht oder der Staat selber) einzudringen, ihren Mitgliedern empfehlen Verwaltungsposten zu erobern. Dann muß sie selbstverständlich die staatlichen Einrichtungen als gegeben hinnehmen und mit ihnen zusammenarbeiten, ohne daß sie deshalb auch nur das Allgeringste von ihren Endzielen preisgibt oder Grundsätze verleugnet. (Wirft sie etwa dadurch ihre Grundsätze über Bord,

daß sie ihren Vertretern in den Landtagen gestattet dem König den Eid der Treue zu schwören?) Oder aber die Sozialdemokratie stolpert über die Zwirnsfäden und verzichtet auf alle machtvollen Posten in der Staatsmaschine, worüber die Reaktionäre sehr erfreut wären. Denn sie setzt sich dann auf den Isolierschemel, um hier bis zum Sankt Nimmerleinstag auf den großen Kladderadatsch zu warten. Wie einstmals Fourier auf dem Balkon seines Hauses, wo der große Utopist auf den reichen Mann wartete, der ihm die Million zur Errichtung eines Phalanstère bringen werde; und wo er wartete, wartete, wartete — bis an sein seliges Ende.

XX

HERBERT MHE · EDOUARD MANET



WEI Phasen hat die Kunst. Sie wechseln sich ab; die eine folgt stets jener andern, die sich selber müde wurde, nicht mit der Bestimmtheit zahlenmäßig glatter Aufeinanderfolge, vielmehr in einem bald schüchternen Versuch bald krassen Aufblitzen des revolutionären Willens. Die Menschheit, die die Kunst macht, will sie zu Zeiten in die Wolken eines metaphysischen Bewußtseins heben, sie will sie vergeistigen, der Abhängigkeit der Natur entziehen, sie ihr fast gegenüberstellen. Doch da scheint es, als ob die Kunst, zu lange in die Luftleere überirdischer Sehnsucht gehalten, abstürbe, sich verflüchtige, zu leicht an jener Materie geworden sei, deren alles Seelische bedarf, um nicht zu sterben. Und so vollzieht sich dann der Umschwung, jäh oder gemach, wie die Notwendigkeit es gebietet. Ein Mensch oder mehrere reißen die farb- und leblos Gewordene mit der Kraft und der Strenge des Arztes hinab in die Wärme, in das Natürliche, in das Wirkliche zurück, um der Erstarrten Leben zu geben. Man hat diese Aufeinanderfolge mit den Bogen einer Wellenlinie verglichen: Stil und Naturalismus, Komposition und Impressionismus, Abstraktion und Einfühlung, Vergeistigung und Verwirklichung, oder Antike und Gotik. Wie man es auch nennen mag, durch die neue Bezeichnung die Variante auszudrücken sucht, im glücklichen Enthusiasmus des Neugefundenen, das doch nur Wiedergefundenes sein kann, meint, diese neue Tat sei nicht allein die Rückkehr des ewig sich Wiederholenden eines Gesetzes sondern in irgendeinem dennoch über das Frühere hinausgehend: die erste überschwängliche Verkündigung ebbt bald in ein gelassenes Temperament, und die Bedeutung des Überraschenden nimmt weniger große, mehr dem Maß des Menschlichen angepaßte Form an. Das Prinzipielle des Hinzugefügten, dem man vielleicht Namen wie Impressionismus oder Expressionismus gab, schwindet mit der Epoche; doch es beginnt der Wert des Persönlichen dafür zu steigen. Die Erkenntnis kommt, daß das hinzugefügte Neue nicht prinzipiell sondern individuell ist. Der Mensch, man möchte sagen: die Individualität, wird das Maß.

So ist es auch mit dem Impressionismus. Und so ist es mit Manet. Als die Epoche klassischer Stilisierung von einer dem Tatsächlichen und Lebendigen wieder zugewandten Zeit abgelöst wurde, die durch Courbet den Namen Naturalismus erhielt, da glaubte man sich dadurch von früheren naturalistischen Epochen durch das zu unterscheiden, was Impressionismus genannt und als die Geburt eines Neuen betrachtet wurde. Der Enthusiasmus des Entdeckens ist der psychologische Grund für diesen Irrtum. Er faßte gleich

als Idee, benannte mit einem Schlagwort (die Lust spekulativen Denkens bildete später eine allgemeine Formel), was heute als charakteristische Seiten verschiedener Individualitäten erkannt wird. Der Impressionismus wurde Manet, Renoir und Cézanne übergeordnet; die Künstler wurden seine Träger. Uns ist Manet dagegen nicht mehr Impressionist sondern Manet: die Seiten seines Wesens, in denen wir Neuartiges sehen, rühren für uns nicht aus einer Fiktion, die er mit Genossen teilte, sondern gelten mehr als persönliche Momente, in denen er über seine Verwandten in der Geschichte, etwa Velazquez und Tizian, hinausgeht. Und da es scheint, als sei dem Menschen nur ein bestimmtes Höchstmaß an geistigem Besitz gegeben, so gehen Manet durch die neuen Seiten, die ihn über seine Stammväter hinausgelangen lassen, auch etliche von denen verloren, die jene besaßen.

Edouard Manet: Der Name war einmal ein Programm, das das ganze künstlerisch interessierte Paris hatte, und zu dem nur ein Häuflein Genossen hielt.) Wo ist für uns das Programm Manet geblieben? So wenig wie wir von einem Programm Goethe oder Michelangelo oder Mozart sprechen können, ohne uns nicht der Lächerlichkeit verfallen zu wissen, so wenig werden wir es heute bei Manet tun können. Wir empfinden es nicht mehr und lächeln darüber. Seine Bilder wurden refüsiert; dennoch ausgestellt, mußte man sie vor der Wut der Menge, deren Stöcke sie zu zerstören suchten, durch Wächter schützen. Wir sehen Wunderwerke, die wir eher anzubeten als zu steinigen imstande wären; das Wuterregende ist eben mit dem Programm verschwunden. Und es gibt unter uns schon etliche Törichte, die, einem neuen Programm verfallen, das Manet zugeschriebene wieder aufleben lassen und in der Blindheit, die jede Ideologie entstehen läßt, wenn auch nicht mit Wut, so doch mit Gleichgültigkeit oder kindlicher Verachtung dem Künstler gegenüberstehen. So schnell geht es heute, und so sinnlos macht das unbedingte Prinzipstellen.

Edouard Manet wurde am 23. Januar 1832 in Paris, am linken Ufer der Seine, dem nämlichen, an dem Corot zur Welt kam, geboren. Der Knabe zeichnete mit jener Leidenschaft, die große Künstler immer anzuzeigen pflegt, und das gleiche Hindernis, das die Väter ihnen in der Jugend vor dem Erreichen ihres eigentlichen Berufs stets in den Weg legen müssen, trat auch in Manets Anfang ein. Man schickte den Tunichtgut mit 17 Jahren aufs Meer. Das nahm der Jüngling gelassen auf; er zeichnete weiter und mit weniger stoischer oder störrischer Ruhe. Als er zurückkehrte, gab sein Vater nach, und Manet wanderte ins Atelier des Modemalers Thomas Couture. Damit fing Manet gerade in einer Art Kunstfabrikations- und Unterrichtsanstalt an, die kaum durch ein bezeichnenderes Beispiel einer Stilauffassung, die zu seichter, stumpfsinnig antikisierender Sentimentalität abgestorben war, zu übertreffen ist. Von dieser Lehre Coutures ist zu sagen, daß Manet sich ihrer mit der ihm eigenen, schon in der Kadettenzeit bewiesenen, gelassenen Hartnäckigkeit erwehrte. Es kam zu wiederholten Zusammenstößen zwischen ihm und dem Lehrer. Der Wortlaut dieser Dispute

1) Von Monographien über Manet seien nur genannt: die Studie Zolas / 1867 . die Arbeit Bazires / 1884 /; das große Werk Durets / 1902 /, das 1910 bei Paul Cassirer in Berlin deutsch herauskam (mit 2 Originalradierungen, 1 farbigen Holzschnitt und zahlreichen Abbildungen); das Buch Meier-Gräffes, das 1912 bei Piper in München erschien (mit 197 Abbildungen, unter anderm auch dem Selbstporträt, das diesem Aufsatz hier beigegeben ist).

bewiese, falls er wahrer als der bloßer Anekdoten ist, ein sehr frühes dunkles Bewußtsein Manets über seinen Weg. Man stritt über die Unwahrheit der Posen, und als Couture ihm vorhielt ihn dadurch *klassisch* zu belehren, antwortete Manet: »Wir sind nicht in Rom; wir sind in Paris und gedenken hier zu bleiben.« Couture prophezeite ihm, daß er höchstens der Daumier seiner Zeit werden würde.

Manet kopierte. Das war dem Lehrer nicht recht, er fand, die Übertragung von Velazquez' Kleinen Kavalieren sei eine Überhebung. Das hinderte Manet nicht seine Studien im Louvre fortzusetzen. Im übrigen geht aus den überlieferten Aussprüchen hervor, daß der blutjunge Künstler schon damals mancherlei wollte. Er spricht vom Pleinair, das er in Wahrheit erst bezeichnenderweise in der Mitte seines Lebens fand, er sucht die Dinge zu malen wie sie erscheinen, nicht wie sie sind, er eifert gegen klassische Posen, erzielt durch alles das die Freundschaft einiger weniger, die Feindschaft Coutures, und man nennt ihn einen Revolutionär. Wenn man die Dissonanz nimmt, die zwischen einem groß und wahr gearteten jungen Menschen und einer verlogenen artistischen Umgebung bestehen muß, so ist Manet ein Revolutionär. In Wahrheit aber hat Manets Malerei Traditionen; und es sind große und edle Traditionen.

Äußerlich knüpften sich diese scheinbar auf den Reisen, die er 1857, nach Beendigung seiner Schülerschaft bei Couture, unternahm. Der tiefere Sinn aber liegt in Manets Wesensart selbst und äußerte sich schon in dem Jüngling in Paris, der in einem Aquarell sich zuerst an Velazquez' Kavalieren versuchte, die er 1859 in Öl abermals kopierte. Einer kurzen Reise über Holland, Frankfurt, Kassel (Rembrandt) Prag und Wien nach München, wo er eine Kopie nach Rembrandts Selbstporträt machte, dem nämlich, das Courbet begeisterte, folgte bald ein Aufenthalt in Italien. Mit welcher Intensität Manet reiste, beweisen die wundervollen Skizzen nach Fresken, Architektur, Landschaften und Menschen Italiens, die Pellerin besitzt. Er kopierte Tizians Venus und Tintoretto, die Bazire »des miracles de reproduction« genannt hat. Nach diesen Reisen nun entsteht das Bild *La nymphe surprise*. Es ist ein Werk, das den Manet von 1859 bis 1863 mit einer Klarheit zeigt, wie es das *Déjeuner sur l'herbe*, die *Olympia*, die *Nana* und die *Bar aux Folies Bergères* für die späteren Stadien seiner Entwicklung tun. Wäre alles, was Manet gemacht hat (und es ist unendlich viel, quantitativ und qualitativ), verschollen, außer diesen Werken, so läge dennoch Manets Weg mit vollkommener Deutlichkeit vor Augen; wie man sagen darf, daß Manets Können, wenn auch schwieriger, sich bloß in den Stilleben seiner letzten Periode der Krankheit offenbaren würde. Von der *Nymphe surprise* geht es geradeswegs zum *Déjeuner*, und von da zur *Olympia* und *Nana*. Man kann an diesen Werken den ganzen Manet schildern.

Man fragt mit Recht nach einer Interpretation der Tatsache, daß Manet aus 5 oder 6 Werken zu umzeichnen ist. Mit der Erklärung hat man zugleich das Charakteristische von Manets Wesen. Daß jedes der Werke das jeweilige Stadium seiner Entwicklung gibt, begründet sich aus der Intensität, mit der er es schuf. Einige haben der Zeit eines Jahres und länger bedurft, um sich zu vollenden. Mehrere Fassungen gibt es von jedem Bild; Studien sind in Fülle vorhanden. Daraus folgt, daß Manet sich Aufgaben stellte,

die aus einer teils sinnlichen teils psychischen Leidenschaft zur Erfüllung gebracht werden mußten. So erklärt sich die Tatsache, daß jedes Bild ein Stück echten Manet offenbart. Aus allem zusammen findet sich Manets Wesen, das Synthetische seines Künstlertums. Er schuf in diesen Werken kompositionell, ganz unimpressionistisch kann man sagen. Er schuf sie aus einer Komposition, wie Delacroix oder Ingres. Was ihn von Delacroix dann trennt, ist, daß Manets Komposition sinnlich (die Fesselung ans Modell), die Delacroix' geistig war, daß dieser, man möchte einmal sagen: gotische, Manet antikische Momente besaß. Der Unterschied von Ingres liegt im Malerischen. Ingres schuf la belle ligne, Manet das Sinnliche durch die Farbe. Und es ist, um das Verhältnis noch weiter zu beleuchten, wieder dies Farbige-Malerische Manets in gewissem Sinn Delacroix verwandt, wie das Antike Ingres', etwa der Odaliske, in Manets Werk Olympia Parallelen hat. In der Salle des Etats des Louvre hängen an den vier Eckwänden die Olympia, die Odaliske, die Dantebanke und die Femmes d'Alger. Manet hängt zwischen zwei Polen.

Daß Manet, wie es die Reihe seiner Hauptbilder eben beweist, eine starke, wenn nicht seine eigentliche Seite in einer kompositionell sich äußernden, sinnlichen Komposition hat, wird oft übersehen, da die Darstellung des bewunderungswürdigen Reinsinnlichen sie, wie man zugeben kann, schwer erkennen läßt. Andererseits führt die Tatsache im Verständnis Manets irre, daß neben diesen komponierten, und zwar, prägnant gesagt, das sinnlich Gefühlte komponierenden Hauptwerken eine Fülle von Bildern rein impressionistischer *absichtsloser* Malerei (es sei denn der Wille zur bloßen Einfühlung) in genialer Äußerung vorhanden ist. Dieser Teil seines Werkes hat dazu verführt ihn zu den Genossen des Impressionistenkreises zu rechnen. Nicht mit Unrecht. Doch Manet besitzt mehr als diese eine Seite, die ihn zum Anhänger einer *Schule* machen kann. Er erhebt sich als Individualität darüber hinaus, durch die Eigenart, die ihn eine Olympia oder Nana zu malen befähigte.

Wenn man die Nymphe surprise oberflächlich betrachtet, so sucht der Instinkt das Fremde, das, was noch Beeinflussung ist, in seinem Ursprung zu finden. Unversehens zielt man auf Courbet. Es ist ohne Zweifel etwas vorhanden, was dies rechtfertigen könnte. Der Kopf mit den lang und schwer über den Rücken fallenden Haarsträhnen, die Fülle des Körpers und die Gedrängtheit der Stellung haben um Manet die Legende einer Courbetschen Beeinflussung, ja Abhängigkeit gebildet. Für uns heute steht außerdem neben diesen ähnlich empfundenen Merkmalen nun noch die Wucht dieser Legende, die uns beeinflussen will. Doch nach längerem Bemühen sieht man den Fehler der Betrachtung ein, und es erweist sich, daß zwar von Courbet etwas in der Behandlung des Kopfes mit dem niederfallenden Haar liegt, im übrigen aber die Prüfung nichts Courbet mehr Entgegengesetztes als den venetianischen Einfluß auffindet. Man sieht Tintoretto. Das Linienspiel, der poetische Einschlag, der Versuch einer Veredelung des Modells, statt einer im Sinn Courbets liegenden Bekräftigung des Physiologischen, das entfallene Perlenband und nicht zuletzt die Landschaft, alles das ist venezianisch, Tintoretto. Die Behandlung der Malerei dagegen scheint auf Tizian zu deuten, der, wie man in der Folge sieht, den tiefern Einfluß auf Manet hatte. Das ist mehr übertragen als tatsächlich zu verstehen. Denn arbeitete der

Venezianer mit Übermalungen und Lasuren, so bildet Manet schon jetzt alles aus einer gleiche Moleküle enthaltenden Dichtigkeit der Farbe. Nie löst Manet den Stoff durch flüssige Mittel. Tizian, der es mit wunderbarer Virtuosität tat, stand hinter diesen Feinheiten technischen Könnens mit seiner kraftstrotzenden Fülle von Vitalität, Manet, dessen Technik, aus voller Farbe aufgebaut, die Kraft des Mittels besitzt, die ihn, wie in seinen Tizian- und Tintorettokopieen, den Venezianern mit einer bei ihnen bloß latent vorhandenen Art entgegentreten lassen, hat dagegen nicht die Lebensfülle Tizians. Er ist uns verwandter, wie uns Tizian fremder ist, durch das Moderne, die Vergeistigung des vollen Mittels. Eben diese reine volle Farbe ist etwas, das ihn den Spaniern verbindet, das ihn zu Velazquez führt. Ist die Nymphe surprise ein Beginn aus Venedig, der seine Reife im *Déjeuner sur l'herbe* erhält, so ist noch ein nicht weniger interessanter Anfang in Spanien. Wie Courbet versuchte Manet Spanien zu erobern. Was Courbet halb gelang, erreichte Manet ganz. Das Merkwürdige ist, daß ihm der Besitz Spaniens wie eine Selbstverständlichkeit gelang, er ihn, von Paris, vom Louvre aus erreichte. Er setzte sich mit ihm auseinander und war ein fertiger Meister, ehe er nach Spanien auf 14 unbequeme Tage ging. Es hätte der Reise, wenigstens was sein Werk angeht, nicht bedurft. Spanien lag latent immer in seinem Wesen. Der Louvre vermochte es in ihm lebendig zu machen. Das spanische Ballett mit *Lola de Valence*, das 1860 nach Paris kam, genügte für die Entdeckung des in der Bewegung liegenden Temperaments der Rasse. Velazquez wurde von Manet schon 1858 kopiert. Manets Werke *L'enfant au chien /1860/*, *Le torero mort /1864/* scheinen noch eine Auseinandersetzung mit Velazquez zu sein. Sie sind jedoch eine Behauptung. Velazquez, dessen Ziel in einem kostbar-gemachten Illusionismus beruht, den er mit unerhörtem Können äußert, ist im Grunde kalt. Seine Farbe dient, ist Mittel, hat keinen lebendigen Anteil. Anders ist Manet. Seine Farbe ist besetzt, sein Strich ist nervös und ordnet die Feinheiten zu lebendigem Anteil. Velazquez wird oft künstlich, so illusionistisch er ist; Manet wird es nie, wird primitiv dem gegenüber, so präziös er in den Wirkungen sein kann.

Was Manet in der spanischen Kunst suchte, war die Art der Verwendung der Farbe, eine Art, die sich notdürftig durch die Andeutung interpretieren läßt, daß die spanische Koloristik eine gewisse Reduktion auf den Kontrast von Schwarz und Weiß suchte. Manets *Ecco homo /1864/*, die *Victorine Mearend en costume d'espada /1862/* besitzen diese Reduktion. Die *Musique aux Tuileries* und auch das *Déjeuner sur l'herbe* hat sie. Sie bildet den geistigen Fonds in Manets Malerei und fällt mit seiner Fähigkeit zur Synthese nahezu zusammen. Im Grunde lag auch sie schon in ihm. Da Manet das Spanische traf, ohne in Spanien gewesen zu sein, da er spanischer sein kann als Velazquez, so kann man auch nicht eigentlich sagen, daß ein Einfluß vorhanden sei. Es ist wohl am klarsten so auszudrücken, daß Manet die Quintessenz der spanischen Kunst eingeboren war, er suchte sie nur noch, weil sie ihm innerlich bekannt war, und um sein Bewußtsein zu stärken. Äußerlich reizte ihn die Neuartigkeit der Motive.

Die Stützen, die Manet in Venedig und Spanien als die in ihm als geistige Organisation vorhandenen suchte, verband er mit der ihm eigenen Kraft zur Synthese. Dieser *Eklektizismus*, der auch Kultur genannt werden kann,

ist französisch, ist pariserisch. Daß Manet ihn hatte, bedingt sein Pariser-tum. Sein Werk ist, trotz spanischer und venezianischer Vorfahren bis ins letzte französisch, pariserisch. Manet liebte seine Stadt; er ist wie kein anderer seiner Epoche mit ihr verwachsen. Er zog aus ihr, aus ihren Frauen, ihren berühmten Männern leidenschaftlich den Geist, der in ihm selbst so lebendig war. Guys, der Zeichner, der das Leben des Bois, der Boulevards mit seinen nervösen, eleganten Strichen zeichnete, Pissarro, der die Landschaft der Straßen und Plätze in Paris fand und in farbigen Kostbarkeiten festhielt, sie sehen Paris in der Erscheinung. Manet fühlte Paris; er gab den Geist. Der ist in seinem Werk *La Musique aux Tuileries* /1862/, und er ist stärker noch in seinen vielen Porträts; am sublimsten im *Déjeuner sur l'herbe* und in der *Olympia*. Man kann sein Pariser-tum gleichsetzen mit Kultur. Der eigentlich tiefe Sinn der Stadt Paris ist das Kulturelle: die Kraft zu sammeln, restlos in sich aufzunehmen, mit klar gerundeter, schöner Geste den erworbenen fremdartigen Besitz als Eigenes wiederzugeben; in einer vollendeten Periode des Satzes mit schwingendem Rhythmus davon zu sprechen, es damit schon zur eigenen Kultur umbildend. So war auch Manet durchaus. Die vornehme Eleganz der Kleidung, die Ablehnung des Außergewöhnlichen, der Bohème, sind äußerliche Erscheinungen, und doch nicht minder bezeichnend. Das Harmonische im Werk, im Menschen und in den Beziehungen zwischen beiden, ist der Sinn. Manet drängte sich durchaus nicht zur Führerschaft im Café Guerbois, wo die jungmalerische Bewegung mit ein wenig revolutionärer Attitüde sich zusammenfand. Er hat mit Absicht nie etwas dazu getan der Häuptling der Impressionisten zu sein; er war es wider Willen durch das Hervorragende seiner ganzen Person. Ihm war das Aufsehen, das jedesmal seine Werke durch die leidenschaftliche Anfeindung erreichten, verhaßt. Er spöttelte über Courbet, der nichts unterließ, pour épater le bourgeois. Er machte auch die Ausstellung, die Manet, Pissarro und Degas in einer Mietswohnung am Boulevard des Capucines unter dem Namen Société anonyme des artistes peintres, sculpteurs et graveurs auf eigene Faust als geschlossenen Vorstoß der neuen Malerei auf den Bourgeois und die akademische Kunst unternahmen, nicht mit, was ihm die Bezeichnung *lâcheur* eintrug und ihn den Freunden etwas entfremdete. Er wollte und konnte sich nicht von jenen Konventionen, die der Fond jeder echten Kultur sind, lossagen. Andererseits versteht es sich von selbst, daß sein Genie und sein Charakter ihm Konzessionen verboten. Er fühlte sich nicht im Gegensatz zur Außenwelt, und da diese es dennoch zu fühlen meinte, wartete er gelassen, bis ihr die richtige Erkenntnis kam. In diesem Sinn ähnelt er Goethe. Und hier kann man zugleich eine kleine Parellele anfügen, die Manets Verhältnis zum Spanischen erklärt. Was für Goethe, dem echte Konvention, die Gleichheit mit der Umwelt und die schöne Harmonie des Persönlichen notwendige Selbstverständlichkeiten waren, das Griechische bedeutete, für Delacroix der Orient, das war für Manet Spanien. Er erfaßte Spanien und zog es zu sich hinüber, soweit er es brauchte; nicht Spanien erfaßte ihn. Er holte sich aus Venedig das ihm Notwendige und war mehr Manet, pariserischer als zuvor.

Das *Déjeuner sur l'herbe*, das, wie gesagt, auf die Nympe surprise mit ihrem noch erkennbaren venezianischen Einfluß zurückgeht, ist der vollkommene Ausdruck des Manet von 1863 und hat ganz französischen Geist. Gerade die

Empfindung dieses rein Französischen, allerdings in einer neuen Geste dargeboten, erregte wahrscheinlich so die Menge. Das Bild geht, wie Gustav Pauli nachgewiesen hat, kompositionell auf einen Stich Marc Antons nach Raffael, Paris' Urteil, zurück. So stark ist die Tradition Italiens, und so völlig ist sie in Manet sublimiert, daß man nicht nur seinen Augen nicht trauen sondern sagen möchte, Manets Komposition besäße Priorität. Obgleich bis auf kleine und erst in der Folge zu entdeckende höchst wichtige Veränderungen die Haltung in Manets Bild der der Flußgötter entspricht, ist gar nichts Gemeinsames vorhanden. Die Farbe, Manets concision dans l'art, sein Genie verändert völlig, schafft ein Neues, das die Selbstverständlichkeit des großen Werkes hat — und dennoch die Tradition besitzt: darin liegt Manet, mit seinem Wesen, seiner Kunst, seiner historischen Bedeutung und seinem nie zu schmälernenden Wert. Das Bild hat malerisch höchste Qualitäten. Der Frauenakt hat jene flächenhafte, scheinbar gar nicht modifizierte Helligkeit, nur von zartem Schatten umspielt wie die spätere Olympia. Die Kleider der Männer, im nur hin und wieder ins Bräunliche spielenden Schwarz stehen in scharfem Kontrast dem gegenüber. Es ist die Reduktion der Farbe auf den Kontrast Schwarz-Weiß. Und doch ist es Farbe, belebte, höchst sensitiv belebte Farbe; nichts ist weiter von graphischer Wirkung entfernt als Manets Malerei. Doch es ist kein Pleinair, kein impressionistisches schnelles Abschreiben. Die Landschaft wurde kurz in der Umgebung von Paris skizziert, und das Bild im Atelier ausgeführt. Aus Teilskizzen organisierte Manet das Bild zu einer fast vollkommenen, klaren und selbstverständlich wirkenden Synthese, die dem rein impressionistischen Pleinairisten nie gelingen kann. Das ist das Wichtigste an Manet: die Kraft zusammenzuschweißen, aus Stimmen ein Orchester zu bilden. Ist der absolut restlose Zusammenschluß im Déjeuner nicht ganz geglückt (über die Notwendigkeit der Badenden im Hintergrund und des an sich bewunderungswürdig gemalten, aber abschweifenden Stillebens in der linken Ecke des Bildes läßt sich einiges sagen), so ist die Vollkommenheit der Absichten Manets in der Olympia erreicht. Wieder ist die Reduktion der Farbe auf den Schwarz-Weiß-Kontrast der eine kompositionelle Faktor: der klare, in einem anbetungswürdigen Rhythmus der Linien auf weißem Bett liegende Leib, dem die bräunlich-schwarze Tiefe, auf dem der Negerkopf und der Kater ruhen, gegenübersteht. Weiß auf Weiß und Schwarz auf Schwarz. Der Kater ist so gestellt, daß die weiße Fläche ihn nicht nennenswert begrenzt, wodurch er ein bloßer Flecken geworden wäre; das braune Haar des Mädchens steht desgleichen auf dunklem Grund. Nur die helle Haarschleife und der Turban der Negerin sind als Pointen des Lichtens in dem Dunkel gewissermaßen ausgespart. Und welche Fülle von Valeurs bewegen diese beiden großen Kontraste. Der elfenbeinerne Ton des Leibes hat kaum sichtbare Spuren eines hingehauchten Rosas, das erst im Busen und im Gesicht deutlicher wird. Der warme Körper liegt auf einem Schal, der nur durch eine Nuance sich vom Ton der Haut unterscheidet, und in ihm tauchen die zartesten Farben des Musters auf. Dazu steht die Kühle des Bettes mit grauen und bräunlichen Varianten. Das Goldgelb des hinreißend gemalten Schuhs mit den echt Manetschen himmelblauen Rüschen liegt wie eine Kostbarkeit darauf. Es ist merkwürdig: Das Gefühl eines Kostbaren, unerhört Seltenen an Schönheit und Wert nimmt nach und

nach die Seele des Beschauers gefangen, wie ein edelsteinüberladenes Marienbild den naiven Gläubigen. Und doch, obgleich das Bild einen Extrakt an Verfeinerung, an Kultur und allem dem auszuströmen scheint, was der Mensch im Sinnlich-Sichtbaren sich als Ideal vorzustellen imstande ist, findet sich in ihm nicht eine Spur von Artistik, einem präziösen Willen zum Bijouteriehaften. Denn alles lebt. Mag das Bild in der Ferne eine Ingresische Kühle besitzen, die Nähe tut ein Leben der Farbe, des Striches auf, das überwältigt. Ingres verharret stets in der Kälte. Die bloße Lage des Pinselstriches mit der gleichen Farbe schafft bei Manet Nuancen. Der Strich zittert, ist erfüllt mit höchster Spannung von lebendiger Nervosität, so winzig oder breit er ist, greift in die hundertfachen anderen ein und organisiert sich mit ihnen zu einer klaren Harmonie. Er schafft aus der Reduktion das unerhörte Leben. Velazquez gelang nur die kalte Kostbarkeit, da er, so seltsam es klingen mag, nicht etwas von Grecos Pinselführung hatte. Manet besitzt latent in seinem Strich Momente, die die Erscheinung Cézannes ahnen lassen.

Die Olympia ist der restlose Ausdruck dessen, was Manet war, die Quintessenz des Geistes, der seine, auf lebendig erfaßte Konvention sich stützende höchste Kultur mit der kraftvollen Schönheit des Wirklichen zu einer Harmonie verband. Was nach der Olympia kommt, ist eine Steigerung des Könnens. Die Hand schafft meisterlicher; das Auge wird noch umfassender in seinen Entdeckungen. Die psychische Höhe wird nicht mehr überstiegen. Der Strich wird noch ausdrucksfähiger, indem er im Pleinair gestaltet. Die Marinen entstehen, Manet arbeitet in Argenteuil; Porträts in Fülle, darunter das Fabelhafte der Rosita Mauri werden geschaffen, das Können wächst ins Ungeheure. Er strotzt förmlich: wie in der Nana. Zugleich ist die Reduktion der Farbe auf den Kontrast Schwarz-Weiß nahezu verschwunden. Das Detail, ehemals unter der Sparsamkeit, die die Synthese verlangte, ausgemerzt, wenn auch mit wenig Neigung, tritt verlockend auf. Man fühlt, es ist unnötig, und liebt es doch; denn wie ist es gemalt! Das Genie des Stillebens äußert sich ungezwungener. Jener Manet, der Damenhüte um ihrer selbst willen gemalt hat, gibt jetzt den blauen Atlas der Corsage, den Batist der Dessous der großen Kokotte.

Die Nana ist aus den Erfahrungen des Freilichtmalers geschaffen. Der Balkon /1869/ ist eine Dissonanz, weil er Freilicht geben wollte, das Atelier war. Es wirkt unnatürlich, weil es das Freilicht des Alltäglichen ist. Im Déjeuner sur l'herbe ist nichts Unechtes zu spüren. Man fühlt, daß das Licht nicht zufällige Erscheinung sondern kompositionell diszipliniert ist. Die Wirkung ist nicht alltäglich sondern gewissermaßen gehoben. In der Nana nun wird die Erfahrung des Landschafters in Argenteuil verwertet. Sie ist dadurch eine restlose Leistung des Könnens. Wie die Wiedergabe des angestrichenen braunen Fußbodens, mit den Veränderungen des durch das unsichtbare Fenster hereinflutenden Lichtes *natürlich* ist, macht staunen. Das Werk ist, wie man im Malerjargon sagt: gekonnt. Das Sujet ärgert, und das ganze Bild läßt, trotz der Bewunderung, kalt. Man fühlt sich nicht beschenkt wie vor der Olympia. Unter den Freilichtwerken ragen besonders die Rue de Berne-Bilder hervor. Die Hitze brütet geradezu und hat suggestive Wirkungen auf den Beschauer, und doch möchte man paradox sagen, daß sie kalt läßt. Das ist Virtuosität, die zwar Monet bis Sisley

mit einem Armstoß in das Sekundäre stößt, aber bei Manet nicht befriedigt. Die *Serre* /1879/, die eine bei Manet selten bemerkte Epik des Malerischen hat, übertrifft noch die *Nana* an Können.

Das letzte der gewissermaßen Manets Entwicklungsstadien repräsentierenden Hauptwerke, die *Bar aux Folies Bergères*, ist eine Dissonanz. Manet wollte zu viel und konnte, fast zum erstenmal in seinem Leben, nicht mehr. Das Leiden, die Paralyse, kündigt sich an. Die Wirkung des Spiegels hinter dem Mädchen ist verfehlt und kaum ersichtbar. Die Flaschen, in der reduktiven Art Manets gemacht, sind fast graphisch, malerisch nicht sehr belebt. Nur das Gesicht mit dem fabelhaften blonden Haar weist auf die *Olympia* zurück. Und das Glas mit der Rose bereitet auf die Genüsse der *Stilleben* vor, die Manet jetzt, mit dem Tod ringend, schuf. Gelähmt malte er von seinem Stuhl das berühmte *Maison à Rueil* /1882/, das Spargelbündnis, das Liebermann besitzt, die berühmte *Brioche* und *Blumen*. 1883 starb er.

Wie schon gesagt wurde, wären nichts als diese *Stilleben* erhalten, so stünde der Ruhm von Manets Können gesichert. Der *Olympia* aber bedarf es, um ihn in seiner eigentlichen Bedeutung zu erkennen. Es mag manchen erstaunen, daß immer wieder auf die Wichtigkeit dieses Bildes und etwa des *Déjeuner sur l'herbe* hingewiesen wurde. Mancher glaubt in Manet den Nurmaler, den rein Sinnliches unerhört sinnlich wiedergebenden Könnner zu sehen. Er will die hier betonte psychophysische Konzeption nur in dem Sinn gelten lassen, wie sie jeder Maler als die grundlegende Disziplin besitzt. Er will sie nicht als bedeutungsvoll auffassen. Sie ist es jedoch ohne Zweifel. Abgesehen davon, daß dieses seine Begründung in der Empfindung des Betrachters haben kann, deuten Manets ganzes Wesen, seine historische Stellung, sein Besitz an Konventionen darauf hin. Manets Komposition ist natürlich nicht die eines Stilisten, doch es ist auch nicht jene bloß notwendige des Naturalisten. Manet steht zwischen den beiden Phasen der Kunst, die man, wie im Anfang gesagt, mit den verschiedensten Namen als Antithesen zu bezeichnen pflegt, obgleich sie immer die gleichen sind: das vorwiegend Sinnlich-Natürliche und das Geistig-Stilistische. Manet kommt von der absterbenden Zeit, deren Siechtum *Couture* bedeutet, und führt in eine neue, deren Schöpfer er ist. In der Mitte seines Werkes werden beide eine Synthese: die *Olympia*. Manets Anfang hat Tradition, nicht jene tote Tradition eines *Couture* sondern, wie es bei einem so kraftvollen Menschen wie Manet selbstverständlich ist, eine lebendige Tradition, jener *Goethes* ähnlich. Er ist ein letzter und zugleich der erste. Er ist durchaus harmonisch: wenigstens in der *Olympia*. Er komponierte nicht als ein Stilist um Psychisches so weit bloß sinnlich auszudrücken wie es das Verständnis eben noch braucht, sondern er komponierte, um das Sinnliche von Zufälligkeiten zu befreien und es dadurch in seiner Wirkung über dem bloß sinnlichen zum psychischen Erlebnis werden zu lassen. Dieser in ihm liegende Trieb bedingt zugleich, wie zu zeigen versucht wurde, die Reduktion der Farbe auf den Kontrast Schwarz-Weiß und den gleichsam psychischen Strich. Manet gelingt aber doch nur, wie man sagen möchte, die Organisation des Sinnlichen. In jenen Bildern, wo er den rein psychischen Ausdruck, auf das Sinnliche gestützt, wie etwa *Delacroix* suchte, in dem *Christ aux anges*, dem *Ecce homo* und vielleicht in der *Erschießung Maximilians*,

Unterbewußtsein in ihr aufquillt, in der Fülle der Lebensströme, aus denen ihr Inneres Nahrung zieht, in der Nähr- und Schöpferkraft des eigenen Herzens, die das Feuer des Lebens immer neu entzündet, wenn das Schicksal seine Flamme ganz verzehrt zu haben scheint. Sie malt sich in der Tiefe ihres Verbundenseins mit allem Lebendigen außer ihr, mit Bäumen und Tieren, mit Wasser, Luft und Himmel, mit den Seelen der Menschen, mit dem unendlichen All. Gerade darin, in diesem Einssein des Dichters selbst mit dem Kleinsten und Größten in allem Geschaffenen liegt die Gewalt, die ein individuelles gleichgültiges Erleben zum Symbol des ganzen Daseins machen kann, zu einer fest in sich geschlossenen persönlichen Schöpfung, die gleich allem Persönlichen so nur einmal und vor- und nachher niemals wieder da ist. Denn innerhalb der Dichtung steht die einzelne Gestalt ja nicht allein als solche; erst in der Natur, in der sich ihr Geschick vollzieht, in der physischen und seelischen Atmosphäre, in der sie atmet, wird sie zu dem, was sie ist und was sie dem Künstler bedeutet.

Für unser Thema ist es wichtig sich diesen Zusammenhang scharf vor Augen zu halten. Denn dann erst gewinnt man den rechten Maßstab, um das Werden und Wachsen einer größern Welt in der Frau an ihren dichterischen Geschöpfen zu messen und das Neue auch da zu sehen, wo scheinbar nur in einem engen Kreis armselig kleine Menschenkinder ihre kleinen Alltagsorgen durchleben. Nur macht uns das umgekehrt auch wieder schwer die neuen Frauentypen gleichsam an einem fortlaufenden Faden zu verfolgen, aus der Fülle der geistigen Bilder nach einer bestimmten Seite hin ein Kulturbild herauszulösen. Wir müssen uns mindestens bewußt sein, daß wir bei diesem Versuch die literarischen Typen nach einem einseitigen und willkürlichen Kriterium zusammenfassen, und zwar nicht nach einem künstlerischen sondern einem psychologisch-sozialen Kriterium. Unter diesem Vorbehalt bleibt dennoch immer das zufällig Herausgehobene ein Spiegel der weiblichen Seele in unserer Zeit, und haben wirklich die neuen Lebensformen neue psychische Strahlungen wachgerufen, so müssen ihre Reflexe in dem empfindlichen Organ der dichterischen Phantasie unzweifelhaft erkennbar werden.

W O steckt für uns der Kern des neuen Frauentums? In zwei Momenten: einer höhern persönlichen Freiheit, der Loslösung von den Gebundenheiten des Hauses und der Sitte, und in dem Hingebensein an eine erfüllende Arbeit, die nicht nur, gleich der frühern, Selbstentäußerung, völliges Untertauchen in anderer Aufgaben fordert sondern die eigenen Kräfte zur höchsten Leistung spannt, das eigene Wollen in den Mittelpunkt des Daseins rückt. Freilich noch mischt sich zu viel des Alten in die frischen Lebensäfte, noch sind an allen Ecken und Enden die Hemmungen zu stark, als daß der neue weibliche Mensch sich schon in voller Selbstherrlichkeit entfalten könnte. Und in der Tat zeigt sich das auch in der Kunst. Wie uns in der Wirklichkeit unter all den freien Frauen immer noch selten der Typus begegnet, den wir bedingungslos als das Sinnbild des werdenden Frauenideals bezeichnen möchten, so tragen die meisten dichterischen Gestalten wohl mancherlei Züge dieses Idealbilds, fast niemals aber verkörpern sie es völlig.

Eine einzige literarische Figur ist mir bekannt, die man vielleicht als eine

vollendete Darstellung dieses Neuen ansehen könnte: die Sabine in Ernst Rosmers Dämmerung.¹⁾ Sie ist schon dadurch bemerkenswert, daß sie zu den ganz wenigen gelungenen Dramencharakteren in der weiblichen Dichtung gehört; sie ist bemerkenswert auch als Typus der Wissenschaftlerin, der Ärztin, der künstlerisch sonst fast noch nie verwertet worden ist. Diese Sabine ist ein Geschöpf voll echter Menschlichkeit, eine Frau von klarer, ruhiger Energie, von sicherer Stärke und zugleich von zartester Güte und jener vollkommenen Hingabefähigkeit an andere, die man immer als das Charakteristikum des alten, unselbständigen Frauentums zu rühmen pflegte. Der gesammelten Kraft ihres Wesens, das sich stets nur in unpersönlichem Schaffen ausgab, bis die eine große Leidenschaft ihr ernstes Leben in den Grundfesten durchschütterte, der keuschen Unberührtheit ihrer Seele steht fast in allzu umschatteten Zügen ein anderer Mädchentypus gegenüber. Es ist eine der in Weichlichkeit großgezogenen Treibhauspflanzen, die in der ganzen Welt nur den Tummelplatz ihrer kleinen Eitelkeiten sehen, und auch da, wo ein echtes Gefühl sie treibt, unfähig sind ihr Ich für das Glück eines andern zu opfern.

In dieser Sabine ist auch der Konflikt schon eigentlich gelöst, der in anderen Frauendichtungen noch immer als der zentrale für die Frau erscheint: der Widerstreit zwischen den Forderungen der eigenen Lebensarbeit und dem Wunsch nach absoluter Hingabe in der Liebe und Mutterschaft. Es ist begreiflich, daß der innere Kampf, der die schaffende Frau so oft zwischen diesen heterogenen Aufgaben zerreibt, sich der Dichterin am reinsten unter dem Bild der produktiven Künstlerin darstellt, die sie selbst am unmittelbarsten empfindet, und in deren Seele sich jener Konflikt gerade im tiefsten Sinn offenbart. Denn nicht darin gipfelt er, daß er von der Frau eine rein zeitliche Teilung in der Gebundenheit an zwei getrennte Pflichtenkreise fordert (die bei körperlicher Gesundheit und strenger Sachlichkeit immerhin noch möglich ist), sondern darin, daß er sie zwingt mit der Konzentrationskraft des Geistes, mit der Leidenschaft des Gemüts zwei Flammen zu speisen und so stets der einen um der andern willen die Nahrung entreißt.

Schon vor fast 2 Jahrzehnten hat uns Helene Böhlau im Rangierbahnhof das erschütternde Bild hohen, ringenden Künstlertums in der Seele eines jungen weiblichen Menschen gezeichnet, der schließlich in elender Krankheit zugrunde geht, als eben seine Kunst zu reifen beginnt.²⁾ Dieses Fatum, das wie viele Einzelzüge der Dichtung wohl der wirklichen Lebenstragödie der Marie Baschkirtsew nacherzählt ist, bricht ein Künstlerinnenleben durch einen brutalen Schicksalseingriff ab, der in seiner Furchtbarkeit das Typische des Kampfes wieder aufhebt. Wir fragen uns: Was wäre aus dieser Olly geworden, wenn sie nicht der Tod so jäh aus ihrer Bahn gerissen hätte? Und wir ahnen, sie wäre dann wohl dem philiströsen Gatten entflohen, der zwar auch Maler, aber so gar nicht Künstler war, und hätte sich dem kongenialen Freund verbunden, der zugleich ihrer Kunst der berufene Führer und Genosse wurde. Dann hätte sich für sie die Dissonanz des Daseins vielleicht in jenem höchsten Einklang zweier Menschenherzen aufgelöst, für die kein Dualismus zwischen eigenem Sein und Hingabe an den Geliebten mehr besteht, weil beide im innersten Wesen gleich sind, für beide die Liebe nur den

¹⁾ Das Drama Dämmerung von Ernst Rosmer (Elsa Bernstein) erschien 1892 bei S. Fischer in Berlin.

²⁾ Der Roman Der Rangierbahnhof von Helene Böhlau erschien 1895 bei Fleischel in Berlin.

notwendigen Ausdruck dieses Gleichseins bildet. Damit versänke dann freilich nicht nur der allgemeine Lebenskonflikt der schaffenden Frauen; zugleich erfüllte sich auch das reinste Liebesideal für beide Geschlechter, das Ideal, das aller Menschensehnsucht innewohnt, das dem erhabenen Bild der Liebeseinheit in Platos Gastmahl schon zugrunde liegt, wie es sich in der Liebesphilosophie der feinsten Männer und Frauen unserer Tage spiegelt. Doch dieses höchste Glück wird nur für einen unter Tausenden zur Wahrheit, und während die Seele in unruhigen Wünschen nach der Erfüllung dieses Traumes sucht, entflammt die Sinne heißes Begehren, und in hundert wechselnden Gestalten trägt die befriedigungsdurstige Phantasie Schatten dieses ersehnten Erlebens ins Wirklichkeitsdasein hinein. Schatten dieses Liebeserlebens, Erregungen des Blutes, leidenschaftliche Aufwallungen, alle die seltsamen Anziehungsgefühle, die einen Menschen so oft unentrinnbar an einen andern ketten, obgleich er weiß und fühlt, daß ihm selber wesensfremde Mächte ihn bannen. So werden zwei Künstlerinnen, Hans von Kahlenbergs Eva Sehring und Gabriele Reuters Elena, von einer Liebe ergriffen, die unheilvoll und zerstörend für sie werden muß, weil nicht ihre eigenste Natur, das Wesentliche in ihnen die Gegenliebe des Mannes weckten, sondern nur ihr Weibtum, ein erotischer Zauber, der von ihnen ausging und von dem andersartigen Zauber anderer Frauen bald wieder überstrahlt werden kann.

In Hans von Kahlenbergs Buch³⁾ verschwindet eigentlich die Heldin hinter der Gestalt eines großen männlichen Künstlers, eines wilden, in Ausschweifung und Leidenschaften zerstörten Genies, der Eva kaltblütig seinen Künstlerzwecken opfert. Sein Tod erlöst die junge Dulderin, die dann nach Jahren müder Resignation einen Bund mit einem andern Mann schließt, der sie stets geliebt hat und nun ihr Leben wohl zu glücklicheren Sternen leitet. Denn am Schluß heißt es: »Und alles ist sehr gut.« In diesem Roman hat uns die Dichterin viel gegeben. Das Leben malt sich darin auf dem Hintergrund des Pariser Bohème- und Künstlertums, und wir spüren seine wahnwitzigen Taumel, sein Elend, seine Qualen, wie seinen farbengetrunkenen Glanz. Die Figur des Henri Reille hat manche fein gesehene Züge (und es ist an sich ein Zeichen vertieften Könnens, wenn eine Frau eine so komplizierte männliche Natur zum Leben zu wecken weiß); Eva selbst aber ist in den Schatten gerückt, oder die Künstlerin in ihr verbirgt sich doch allzu sehr hinter dem alten Typus des liebenden Weibes.

Zwei in diesem Punkt verschiedene geistige Charaktere, eine Künstlerin, in deren Wesenszentrum das eigene Gestalten steht, und eine andere, für die die Liebe das wahre Sein ist, stellt Gabriele Reuter plastisch in ihrem Frühlingstaumel gegen einander.⁴⁾ Elena, eine bedeutende Schauspielerin, wird in einer Periode tiefer Kunstmüdigkeit von heißer Liebesleidenschaft für einen Mann ergriffen, der ihrem Lebenskreis und ihrem Fühlen im Grunde völlig fernsteht, und doch möchte sie ihm ihr Wesen und ihre Kunst zum Opfer bringen, wenn sie nur seiner Neigung im Innersten sicher wäre. Sie zerbricht beinahe unter der schweren Enttäuschung, als er sich in philiströsem Unverständnis von ihr wendet und sich mit einer andern Frau verbindet, die ihn

³⁾ Der Roman *Eva Sehring* von Hans von Kahlenberg (Helene Kessler-von Monbart) erschien 1901 bei S. Fischer in Berlin.

⁴⁾ Der Roman *Frühlingstaumel* von Gabriele Reuter erschien 1911 bei S. Fischer in Berlin (dort auch die meisten anderen Bücher der Dichterin).

mit grober Koketterie zu *erobern* verstand, und man hat das Gefühl, die Kunst werde Elena nun nur noch ein Mittel sein sich vor der Verzweiflung zu retten. In ganz anderer Selbständigkeit und Kraft steht neben ihr die Freundin, die Malerin Drossel, die unter schwerster Entbehrung, unter Widerwärtigkeiten aller Art in einsamer Arbeit ringt die Bilder ihrer Künstlerphantasie auf die Leinwand zu zwingen. In ihrem Dasein spielt die Liebe keine Rolle; sie empfindet die Zärtlichkeit eines frischen, kleinen Grafen wie ein reizvolles Ausruhen in ihrem schweren geistigen Kampf und löst sich ruhig von ihm, als sie seiner Gesellschaft überdrüssig ist. In ihr ist eine starke Annäherung an das, was wir gewöhnt waren für männliche Art zu halten, wie wir auch dieses beinahe ausschließliche Erfülltsein von einer Künstleridee bisher wohl stets als männliche Besonderheit werteten. Aber immer bleibt hier noch ein Rest bewußten weiblichen Kämpfertums. Die Drossel träumt davon auf die höchste männliche Künstlerhöhe hinaufzusteigen, ihr entschwindet keinen Augenblick die Idee des Unterschieds im Wesen der Geschlechter.

Völlig ausgelöscht ist auch dies dagegen in einer eigenartigen weiblichen Künstlergestalt, wohl einer der am feinsten gesehenen Frauenfiguren überhaupt, die Frauenphantasie geschaffen hat: in Ricarda Huchs Rose aus *Vita somnium breve*.⁵⁾ Wenn, wie wir jetzt geneigt sind zu glauben, die höchsten Fähigkeiten im Menschen ihren Ursprung in dem schöpferischen Quell des Gemüts und der Phantasie, nicht in der reflektierenden Tätigkeit des Geistes haben, und wenn dies für den Künstlergenius mehr noch als für jeden andern gilt, so kann auch die Frau erst dann in den Kreis genialen Schaffens treten, wenn auch im weiblichen Geschlecht der Typus des naiven Schöpfertums geboren wird, des völlig unbewußten Bildners, der wirklich nur als das blinde Werkzeug in der Hand einer unbegreifbaren, außersinnlichen Gewalt erscheint. Es zeugt schon von der immer tiefer dringenden Durchseelung der Frauen, daß eine Dichterin solch eine naive weibliche Künstlernatur in lebensvoller Wahrheit hinstellen konnte. Ricarda Huchs Rose hat »stille Götteraugen«, und sie malt in ruhiger Freude, was die Götter sie schauen ließen, Bäume und Menschen und Tiere, die wirklich sind und doch aus einem Märchenland zu kommen scheinen. Und aus dem Reich des Unbewußten, der ewigen Notwendigkeit stammt auch ihr Lieben:

»Seit ich dich gesehen hatte, trug ich dich in mir, aber ein guter Genius wachte still über deinem verhüllten Bilde, um mich nicht vor der Zeit zu erschrecken. Wie du nun hier vor mir standest, erkannte ich dich plötzlich als einen Teil von mir und erschrak vor der Offenbarung, die mir wurde ...«

Solch eine Liebe ist unverrückbar und unvergänglich wie die lebendige Seele selbst. Und dennoch kann Rose zu dem Geliebten sagen: »Mit dem Freiherrn [dessen geistvollem Lehrer und Freund] könnte ich glücklich leben, wenn ich dich nicht liebte.« Zuletzt, als das Schicksal sie unwiderruflich getrennt, und Rose furchtbare Schmerzenszeiten durchlebt hat, die alle Schönheit in ihr in tote Traurigkeit wandelten, vereinigt sie wirklich ihr Leben mit dem des Freiherrn, und nun erzählen sie von ihr: sie hätte Kinder, und ihre Seele sei so in sie ergossen, daß sie jahrelang nur handwerksmäßig um Geld gemalt und es kaum als Entbehrung empfunden habe; sie sähe stets aus wie eine Glückliche und bezweifele sicher nicht, daß das Leben sie in wunderbarer Weise auf die Höhen geführt hätte, wo die Auserwählten

⁵⁾ Der Roman *Vita somnium breve* von Ricarda Huch erschien 1903 im Inselverlag in Leipzig.

stehen. Solch eine wahre Auserwählte hat Ricarda Huch also in Rose geschaffen, eine von denen, die in sich selber ruhen und deshalb ihren Weg in unbeirrter Sicherheit gehen. Doch für die anderen ist damit das Lebens- und Liebesrätsel nicht gelöst, sie können es nur kämpfend bezwingen. Sie tragen nicht in sich die zeugende Fruchtbarkeit des Künstlertums, sie suchen in der Liebe die Ganzheit, die nicht in ihnen selbst ist. Und so entsteht das Problem, das freilich nicht mehr ein Frauen- sondern einfach ein Menschenproblem ist, uns hier aber gerade in seinem Einfluß auf das weibliche Gemüt interessiert: wie die Liebe diese Ganzheitssehnsucht befriedigen kann.

In Gabriele Reuters Frühlingstaumel klingt ein Ton an, der in vielen dichterischen Harmonieen wiederkehrt: die Verzweiflung über die unlösbare Einsamkeit der Seele, die auch in der Liebe vergebens nach Befreiung aus diesem ewigen Fürsichsein schreit. Die ganze Liebesphilosophie der Menschen steht im Zusammenhang mit diesem Einsamkeitsgefühl. Ist Liebe der einfache Reiz der Sinne, aus dem nur die Phantasie ein Seligkeitsbild webt? Ist also jene wundersame Empfindung des Ineinanderströmens der Herzen nur eine Täuschung, die in dem Augenblick zerreißt, in dem irgendein Lichtstrahl von außen den Zauberkreis durchblitzt? Dieses Thema der immerwährenden Vereinsamung, der Fremdheit auch in der Liebe ist eins der Lieblingsthemen bei Lou Andreas-Salomé. Und hier ist es nicht allein die Leidenschaft der Frau zum Mann, es ist die tiefe Hingebung der Seelen an einen andern Menschen überhaupt, die Liebe des Kindes zum Vater, der Schwester zur Schwester, der Jugend zu dem, der ihren Daseinstraum verkörpert, die stets in schmerzlicher Enttäuschung enden. Am merkwürdigsten wohl in der Gestalt der Irene aus Zurück ans All.⁹⁾ »Wir sind noch weit vom Ziel, er und ich, und doch so namenlos glücklich«, so sagt ein schlichtes Alltagskind zu Irene, die Gegengestalt, die Lou Andreas-Salomé häufig der Heldin gegenüberstellt. »Ich glaube nicht daran, daß die Liebe uns aus unserer Vereinzelung erlöst«, antwortet ihr diese. Diese Irene ist eine originell gesehene Natur. Eine gewisse Verwandtschaft verbindet sie vielleicht mit Ricarda Huchs Rose, nur daß in ihr die göttliche Harmonie der schaffenden Künstlerin in harte und schmerzliche Entsagung verkehrt ist. Denn ihr gab das Geschick wohl das künstlerische Schauen, aber es versagte ihr die gestaltende Kraft und ließ so den unausgelösten Schöpferdrang wie in einem innern Krampf erstarren. Ganz einsam und in sich verschlossen, in erfolgreicher Arbeit, aber fast außerhalb aller lebensdurstig genießenden Kreatur geht Irene ihren Weg; einen Strahl von Freude entlockten ihr nur die Pflanzen und die Tiere, die sie hegt und pflegt, von der Liebe der Menschen hält sie sich fern.

Aus welchen Reichen stammt die Verzauberung dieses Gefühls? Kommt sie aus der Welt der Sinne oder aus der Welt der Seele? Dem Mann bedeutete die Liebe nach dem allgemeinen Glauben ja immer etwas anderes, weniger und mehr als der Frau. Für ihn war ihr Bild reicher, bunter und mannigfaltiger. Sie war ihm nicht der eine und einzige Gott des Lebens, neben dem es keine anderen Götter mehr gab, sie war ihm auch nicht wie so vielen Frauen die Märchenfee, der man nur einmal begegnete und die nie wiederkehrte, wenn sie entschwunden war. Dem Mann war die

⁹⁾ Die Novelle Zurück ans All von Lou Andreas-Salomé findet sich in ihrer Novellensammlung Menschenkinder, die 1899 bei Cotta in Stuttgart erschien (im gleichen auch alle ihre übrigen poetischen Werke).

Liebe Reichtum und Schmuck des Daseins. In farbigen wechselnden Klängen trat sie ihm nahe, und ihre Melodien lockten ihn mit immer neuen Zaubertönen. Sie konnte alles sein: wildes Begehren, leichtsinnig kokettes Spiel der Sinne, brausende Leidenschaft, bebende Entzückung, unsinnlich seelische Ekstase und schließlich die Himmelsmacht, die höchste Synthese aller dieser Formen, die Sinne und Seele, das Erdgeborene wie das übersinnlich Geistige im Menschen zugleich umfängt. Hier eint und vermischt sich untrennbar das subjektive mit dem objektiven Element in der Liebe. Wir wissen nicht mehr, ob die zeugende Phantasie des Liebenden oder ob der Reiz des Geliebten der schöpferische Genius des Gefühls ist: denn durch die Leidenschaft wird alles zu einer einzigen leuchtenden Flamme. Mit dem Reichtum der geistigen Welt wird auch für die Frau die Liebe zu dieser inneren Schöpfung, die ihr auf- und niederwogendes Leben der Quellkraft der eigenen Phantasie entnimmt.

RILDER von seltener Innigkeit und Tiefe entrollt uns in ihrer Dichtung Elisabeth Siewert.⁷⁾ Ihr ist die Natur nicht wie so vielen nur der zufällige Schauplatz, der Hintergrund, auf dem sich Episoden aus dem Schicksal der Menschen zeichnen; ihr wurzelt der Mensch wirklich als ein Teil des Ganzen im All der Welt, gleich dem Baum und der Pflanze, gleich den Tieren des Waldes, dem schwellenden und verdämmernden Licht des Tages, der Bewegung der Luft und des Wassers, den zauberischen Schatten der Nacht und dem Blühen und Welken alles Seienden. Deshalb packt uns in ihren Büchern etwas von den Ahnungen des Unbegreiflichen, der Schmerz alles Daseins zieht an uns vorüber, aber er löst sich in der wehmutsvollen Erkenntnis von der ewigen Erneuerung des Lebens. Die Liebe wird dieser Dichterin zum Symbol der Seelen. Wie ihre Frauen immer wieder zwei bestimmten, ähnlichen und doch ganz verschiedenen Menschentypen angehören, so ist bei ihr auch die Liebe von zweierlei Art, fast könnte man sagen: sie ist der Ausdruck des himmlischen und irdischen Eros. Magdalene und Thekla in dem Roman Unvergessene Menschen, Lone und die Felsken in Lipskis Sohn, in etwas anderer Weise die zwei Schwestern, die in fast allen ihren reizvollen kleinen Skizzen wiederkehren: das sind die Vertreterinnen dieser beiden Arten. Magdalene und Lone gehören zu jenen harmonischen, still in sich ruhenden Naturen, die in der alles umschließenden Güte ihres Wesens überall Liebe säen und Liebe genießen und auch im Druck des furchtbarsten Schicksals noch etwas wie Beglücktheit empfinden, weil ihre Liebeskraft niemals gebrochen werden kann und sie leitet selbst im Tod nur die läuternde Größe zu sehen. Diese Frauen umfassen auch den Mann, dem sie hingegeben sind, mit einem fast mütterlich zärtlichen schützenden Gefühl, mit nie wankender Treue; die Liebe ist ihnen noch in der leidenschaftlichsten Entflammung eine beinahe heilige Kraft. Diesen religiös gestimmten Frauen stehen die weltlichen gegenüber, die ewig glutverzehrenden, verlangenden, durstenden, für die die Liebe nur der Trank ist, um ihre heiße Sehnsucht nach einer höhern herrlichen Welt zu kühlen, und die diese Sehnsucht doch nicht kühlen können, weil sie ihr Wesen selber bildet. Die romantische, sensitiv verfeinerte Thekla und die in kräftigster Derbheit strotzende, wild zugreifende Felsken (eine dichterisch prachtvoll erfaßte

⁷⁾ Die beiden Romane Unvergessene Menschen und Lipskis Sohn von Elisabeth Siewert erschienen 1912 und 1913 bei S. Fischer in Berlin. Eine Reihe der schönsten Skizzen und Novellen der Dichterin sind in den letzten Jahren in den Sozialistischen Monatsheften veröffentlicht worden.

und mit köstlicher Plastik hingestellte Figur) sind in all ihrer äußern Gegensätzlichkeit dennoch Kinder des gleichen Erden- und Himmelsverlangens. Es sind die Phantasiereichen unter den Frauen, denen wie den Männern gleicher Art Liebe, Kunst, Naturgefühl, aller Aufschwung der Seele fast in ein Erleben zusammenfließt, die Künstlernaturen, denen die Kunstbegabung versagt ist, und die nun in der Wirklichkeit die Nahrung für ihren Schönheitshunger suchen.

»Ach ja, die ruhevollen Bäume! sie erschienen der unruhvollen Felsken wie lästige Prediger mit ihrer großen Geduld. Sie so vollständig, schön versorgt und bekleidet, und ihr Herz von sengenden Gefühlen durchfressen, voller Makel.«

Weil dieser Gegensatz so furchtbar ist, weil sie nicht ruhevoll und schön sein kann wie die Bäume oder wie das Meer, das sie einmal sah, weil ihre schäumende Tatkraft sich überall an der Enge des Lebens wund stößt, darum wird die Felsken trotzig und böse.

»Und meine Gefühle hören nicht auf wie Vögel mit den Köpfen an die Wände des gläsernen Käfigs zu stürzen. Das ungeduldige Herz klopft, klopft, als hätte es nun endlich einen andern Rhythmus verdient und sei der Einzelhaft und des abgesonderten Daseins müde; es möchte sich dahin wenden, wo es — ach ja, wohin?« Und anderswo:

»Wohl den Unzufriedenen, den Unruhigen, den Hungrigen! Wehe den Bescheidenen, Behaglichen, Trägen!«

Endlich die wunderschöne und echt Siewertsche Stelle:

»Ist es nicht im Grunde ganz gleich, wann der Vorhang riß, und das himmlische Genügen den Weg zu uns fand? Wenn es nur einmal den Weg zu uns fand, kann es jeden Augenblick wiederkommen. Und wenn es nicht wiederkommt, ist das Wissen darum, daß es so etwas gibt wie himmlisches Genügen, nicht genug Glück? Ach, es ist nicht genug Glück, aber das liegt an unserer Gier und Grobheit und der Entfremdung von unserer tatsächlich nährenden Lebensquelle.«

Ja, das »Genügen« kommt für die armen sehnsüchtigen Menschenkinder eben nicht, die ewig nach der trunkenen Schönheit der hohen weihevollen Stunden dursten und in all dem traurigen Abstieg bis zu Verfall und Tod doch niemals aufhören wollen wie gefangene Vögel an die Wände ihres Käfigs zu stoßen. Und die so sind, würden wohl bald an ihrer wilden Sehnsucht sterben, wenn nicht der Schöpfergenius ewiger Wiedergeburt auch in ihnen spräche, wenn sie nicht von neuem zur Freude erwachen und sich eins fühlen könnten mit der Erhabenheit des Alls, wenn sie nicht wüßten, »daß das Leben ringt und etwas will, irgendwo hinaus will, außerhalb des Augenscheins«. Das ist der Glaube, der schließlich alle Qual versöhnend löst. Er durchleuchtet Elisabeth Siewerts Welt und läßt sie jedes Große und Kleine dieser Erde mit jenem echten Humor betrachten, der für unsere vergänglichen Schmerzen zuletzt doch immer noch ein melancholisch heiteres Lächeln hat.

ARTHUR Schnitzler hat in einem psychologisch sehr interessanten literarischen Versuch (der zwar nicht direkt, wohl aber dieses innern Zusammenhangs wegen in unser Thema gehört) das Problem behandelt, welche Liebes- und Lebensmöglichkeiten wohl in einem Menschen schlummern mögen, der im alltäglichen Ablauf einer bürgerlich umhегten Existenz ein unangefochten ruhiges Dasein führt. Eine junge Frau, die den ältern Gatten mit zärtlicher Treue zu lieben glaubt, wird von ihm der Freiheit und ihren Fähnissen preisgegeben, der sie folgen solle, um »das tiefste Geheimnis ihrer Seele zu wecken« und »ihr Schicksal zu erfüllen«. Schon der erste Lockruf aus den Klängen einer Hirtenflöte zieht sie nach sich mit unwiderstehlicher Gewalt. Und andere Melodien tönen

und rufen, und immer wieder folgt sie, in Wonne, in Glut, in Wollust, zuletzt in Mord und Verderben. Dann kehrt sie zu dem Gatten zurück, der versprach sie stets wieder aufzunehmen, ohne je dem Schicksal nachzufragen, das sie durchlebte. Alle Leidenschaften haben indessen ihre Runen in ihr Herz gegraben. Und nun klagt sie den Mann an, der sie freiwillig ihrem wilden Geschick in die Arme trieb.

»In der Beschränkung, die du mir zuerst bereitet und wo alles Pflicht wurde, war mir versagt mich zu finden. Im Grenzenlosen, wohin du mich sandtest, und wo alles Lockung war, mußte ich mich verlieren. Ich weiß nicht, wer ich bin... Wärest du erschauert vor dem Hauch der tausend Schicksale, der um meine Stirn fließt, so könnten wir einander verstehen ... So aber, ... graut mich vor der steinernen Fratze deiner Weisheit.«

Mit diesem Schluß gibt, wie mir scheinen will, der Dichter sich selber unrecht. Der wahrhafte Sinn seiner Dichtung steckt gerade in dem tiefen Erkennen seines Weisen, daß ein Mensch sein Leben nur erfüllte, wenn er alle seine Möglichkeiten ausgeschöpft hat. Freilich, welche Möglichkeiten in ihm schlummern: darauf gerade kommt es an. Und hier steht die Frau der Hirtenflöte ganz anders da als die Figur des männlichen Geschlechts, die man, oberflächlich gesehen, ihr an die Seite stellen möchte: der Don Juan. Sie ist (bei aller Aktivität im Leben) das ewige Passivum, bestimmt von Trieben, die sie selber nicht zu gestalten vermag, und die sie am Ende herunterziehen und sich selbst fremd machen müssen. Während Don Juan den Träumen des Herzens nachgeht und in dem ewig andern Spiel des Suchens und Findens das Verlangen nach dem Urbild seiner Sehnsucht formt und umformt, seine Liebe zur einzigen Donna Anna in wahnsinnigem Begehren neu schafft (und noch die Zerlinien und die Kammermädchen nebenbei in eine Sphäre hebt, von der sie nie wieder in das alte Nichts sinken können).

Welch ein anderes Gesicht zeigt vorläufig der weibliche Don Juan. In der Erzählung Von Paul zu Pedro läßt Gräfin Reventlow die bunten Liebesepisoden einer schönen Frau an uns vorüberziehen, die ihr Abenteuerdrang in einen Wirbel toller Liebestürme reißt, oder richtiger: nicht toller Stürme sondern nur sanfter kosender Winde und lustiger Brisen.⁵⁾ Denn freilich hat ihre Heldin für viele Frauen recht, wenn sie aller Romantik in der Auffassung der weiblichen Liebe gegenüber realistisch sagt:

»Ach, mein Gott, wenn alles immer Liebe oder auch nur etwas Ähnliches sein sollte, wo käme man da hin? Jedesmal Seligkeit, wenn es anfängt, Konflikte, während es dauert, und große Tragik, wenn es zu Ende geht ... Es ist doch jedesmal etwas anderes, was uns zu den verschiedenen Menschen hinzieht ...«

Aber dieser Frau fehlt leider doch das Beste, gerade das, was der Leidenschaft des Don Juan die Tragik und die Größe gibt: eben das Suchen nach der Schöpfung jenes Urbilds der Liebe, das in der eigenen Seele wohnt. Deshalb bleibt sie im Grunde nur eine mit erotischem Firnis überzogene Dame der Gesellschaft.

Weit ernsthafter packt eine Russin, zwar nicht das gleiche, aber doch ein verwandtes Problem an, die Frage: ob eine Doppelliebe möglich ist. Die Geschichte des Grafen von Gleichen, die Schmidtbonn in seinem Drama wiederzubeleben suchte, ist wohl die erste und bis dahin einzige dichterische Darstellung einer solchen Doppelliebe. Weder ohne seine Gattin noch ohne die junge Naemi, die ihn aus der Gefangenschaft befreite, vermag der Graf

⁵⁾ Der Roman Von Paul zu Pedro von F. Gräfin zu Reventlow erschien 1912 bei Langen in München.

weiterzuleben. Er fleht die Gräfin an Naemi neben sich zu dulden, aber sie kann die verzehrende Eifersucht nicht überwinden und stößt die Nebenbuhlerin in den Tod. Die ungewöhnliche Form des Gefühls zerbricht also in diesem Kampf. Bei der Manja der Anastasia Werbizkaja (sowenig sie poetisch an Schmidtbons Dichtung heranreicht) ist das Problem als solches durch die breitere psychologische Ausmalung vielleicht noch deutlicher gemacht.⁹⁾ Eine starke Macht zieht sie zu gleicher Zeit zu zwei sehr verschiedenen Männern hin, die sinnlich heftigere wohl zu dem gleichgültigen Nelidow, dessen Schönheit einen faszinierenden Zauber auf ihre Sinne übt, während die düstere, von Geheimnis umwobene Persönlichkeit des Mark und seine alles begreifende zarte Neigung ihrer Leidenschaft für ihn einen stärker seelischen Inhalt gibt. Indes, auch Mark gegenüber, und das gerade macht uns ihr Gefühl erklärlich, sind es ursprünglich bestimmte sinnliche Reize, die sie immer wieder in seinen Bannkreis reißen. Sie liebe wie ein Mann, sagt Mark einmal von ihr; vielleicht ist diese Bemerkung treffend, soweit sich darin die alte Erfahrung ausspricht, daß in der Liebe des Mannes die für uns selber blinde Macht der Sinne ein wesentlicheres Element ist als in der der Frau. Dann freilich, wenn die mystische Gewalt einer rein erotischen Bindung den eigentlichen Urgrund der Leidenschaft bildet, ist auch nicht einzusehen, warum nicht zu gleicher Zeit diese seltsame Anziehung von mehr als einem Menschen ausgehen könnte. Und wenn dieses Phänomen bisher noch wenig geschildert worden ist, so wohl nur deshalb, weil wir alle ebenso wie Manja in solcher Doppelempfindung etwas Unmögliches oder gar Verworfenes zu sehen pflegten. Was aber sind die Konsequenzen solcher Empfindungsart? Ist Eifersucht, Besitzrecht in dem alten Sinn noch denkbar, wo das Gefühl selbst die Ausschließlichkeit verliert? Oder sind sie nichts weiter als ein Rest aus jener sinnlichen Liebesform, während die höchste Leidenschaft mit dem Besitz des Geliebten, ja mit der Realität des Lebens selbst nichts mehr zu tun hat sondern nur noch wie eine unauslöschliche Flamme die Seele durchhellt? In dem Roman der Werbizkaja sagt Manjas Freundin Sonja, die ebenfalls eine tiefe Neigung zu Mark zieht: »Was geht es mich an, daß diese Augen mit Leidenschaft auf eine andere blicken? Daß der, den ich liebe, nicht das Weib in mir sieht? Ist mir denn sein Glück nicht heilig? Ist denn Lieben nicht an und für sich ein Glück?«

Viele haben diese entsagende Liebe empfunden und im Gefühl der eigenen Leidenschaftskraft vielleicht die höchste Schönheit des Daseins zu halten geglaubt. Dennoch fehlte auch dieser Liebe die letzte Vollkommenheit. Denn Vollkommenheit ist, wie bei Rose und Michael nur da, wo in einem Zusammenprall zwei Seelen sich im unendlichen All begegnen, die zwei, die einzig für einander da sind, deren Bahnen sich trafen, weil eine mehr als irdische Macht sie führte und die nun über den Tod hinaus vereint bleiben müssen. Das ist die Liebe des Tristan und der Isolde, die sich über alle Zufälle des Lebens, über Zeit und Raum hinüber angehören, die Liebe, die die Gleichheit, die Selbstverständlichkeit des Sichverstehens in sich trägt, die Liebe zweier Geschöpfe, die im Innersten nur eins sind. Dieses Gefühl des Füreinandergeschaffenseins haben die Menschen seit undenklichen Zeiten gekannt. Aber blieb auch das Grundgefühl stets das gleiche, so ändern sich doch seine Äußerungen mit dem Wandel des Lebens, und für die Frauen un-

⁹⁾ Der Roman Manja von Anastasia Werbizkaja erschien in deutscher Sprache 1910 bei Rütten & Loening in Frankfurt am Main.

serer Tage mußten auch für diese stärkste Empfindung neue, nur ihnen eigene Formen gefunden werden. In Vita somnium breve sind, wie wir sahen, wohl die Ansätze dazu gegeben, aber Rose ist Künstlerin, und der Künstler hat seine eigenen Gesetze. Auch diese Dichtung scheint uns deshalb nicht der Ausdruck für das, was gerade vielen unter uns eigentümlich ist: die Lösung dieses anscheinend vollkommen in der Lebenswirklichkeit verankerten Gefühls von jeder sinnlichen Realität, die Spaltung des Liebenden in ein völlig auf sich allein gestelltes, nur in sich denkendes und handelndes und in ein zugleich nur in dem andern in seiner Ganzheit erscheinendes Wesen.



EN Frauen, die wohl stets die Selbstaufgabe in der Liebe kannten, sich aber erst nach so hartem Kampf das Recht auf ein Eigensein erobern mußten, erstand gerade durch diese Entwicklung das Bewußtsein einer neuen Empfindungsweise. Eine Frau hat auch jetzt ein Buch geschrieben, das uns zum erstenmal jene dem neuen Geschlecht adäquate Art des Liebens schildert. Ich spreche von Annette Kolbs Roman *Das Exemplar*.¹⁰⁾

Es ist ein sonderbar verschwebendes, in den zarten leisen Farben des Pastells entworfenes Gemälde. Beinahe wie in einer flächenhaften Erscheinung gleiten darin die Menschen an uns vorüber. Wir kennen kaum ihre Namen, wissen nichts von ihrem sonstigen Schicksal, wir erfahren nicht einmal von den Helden dieses merkwürdigen Liebesdramas, was ihre Existenz außerhalb der wenigen Wochen ausfüllt, in denen wir in ihr Erleben hineingerissen werden. Traumhaft fühlen wir mit ihnen, wie das Fatum ihres Erdendaseins sich über ihnen zusammenschließt, wie in ein paar verrinnenden Stunden die ganze Glut ihrer Sehnsucht noch einmal ineinandertaucht, bis das Schiff, das den Mann für immer fortführt, vor Mariclées Augen entgleitet. Und mit zerfließenden Konturen und dennoch mit scharfer Deutlichkeit, merkwürdig wie das Ganze, ist diese Mariclée selbst gezeichnet. Zugleich selbständig und hilflos, verstandesscharf und doch mit ihrer glühenden Phantasie in namenlosem Schrecken der Gespensterfurcht in einem alten Schloßzimmer hingegeben, ideenreich, geistvoll, voll lebendigen Interesses, eine fein organisierte und innerliche Natur, ist sie schon als ein menschlicher und modern weiblicher Typus eine der originellsten Gestalten der neuesten Dichtung.

»An ihr war alles wie hingeflogen und wieder abgerissen: ihr Verhältnis zum Leben, zur Natur, zu den Menschen, zu sich selbst. Sie stand sich nicht sehr nahe. Und darum gehörte sie zu jenen heute nicht mehr seltenen Menschen, von denen man behauptet, daß sie nicht lieben können.«

So wird sie eingeführt. Kann sie in Wahrheit nicht lieben?

»Bei aller Intensität war kein Geist abschweifender als der ihrige und dem Gegenstand seiner Leidenschaft beständiger entrückt. Im klassisch hergebrachten Sinn liebte sie das Exemplar mit nichten, und sogenannte Mädchenträume hatte sie niemals auf sein Haupt gehäuft. Denn ihr Bereich waren jene Zwischenstadien, die unsere Mütter und Großmütter nicht kennen lernten.«

Und was sind diese Zwischenstadien?

»Was die Besten so ermattete, ist der Vorgeschmack der großen Ernüchterung, das Bewußtsein von der Schalheit der Dinge und die Angst vor dem sich bescheiden im Überdruß. Die Realität der Liebe verlor da zum erstenmal, seitdem die Welt besteht, gerade für die Liebenden an Wichtigkeit, und die Scheu des Unzulänglichen wurde so zur heutigen Romantik. Mariclées Element war das Absichtslose.

¹⁰⁾ Der Roman *Das Exemplar* von Annette Kolb erschien 1913 bei S. Fischer in Berlin.

Sie konnte ihr Gefühl nur einem solchen Mann zuwenden, bei dem aus irgendeinem Grund eine Verwirklichung ihrer Wünsche so ausgeschlossen war, wie das Festland von der Meeresinsel.«

Und der eigentlichste Kern des Ganzen, das, was sie zu einer der neuen Frauen stempelt, der Frauen, die sich dem höchsten Männertypus nähern: »Er wußte, daß ihr zwar kein anderer Mensch, daß ihr aber manche Dinge mehr galten als er. Für eine Idee hätte sie ihn jederzeit verraten ...«
Und doch:

»Sie wäre jederzeit zu einer Reise um die Welt bereit gewesen, um eine halbe Stunde mit dem Exemplar zu verbringen. Seine Verheiratung änderte an ihrer Haltung nicht das mindeste. Ihre Eifersucht war von ihrer Weisheit und ihrem stets regen Überblick so überboten, daß sie es sich zutraute auch die Eifersucht der andern zu entwaffnen. Solche Dinge nahm sie gar nicht wichtig.«

Steckt hier der Same zu einer neuen Art der Liebe, die das eifersüchtige Besitzbegehren in einer höhern Empfindung überwunden hat? So scheint es; denn dieser Gleichgültigkeit gegen das äußere Leben zum Trotz sind in Mariclée und jenem Mann auch wieder alle Zeichen dieses naturgesetzten Gefühls des Einsseins, das wir als den echten Ausdruck vollkommener Liebe erkannten. Schon die Schilderung ihrer ersten Begegnung malt wundervoll diese ganz seltene innere Harmonie:

»Da kam er rasch die Stufe herauf, um ihre Hand zu ergreifen, und sein Lächeln trug ohne eine Spur von Selbstgefälligkeit den deutlichen Reflex des ihren. Und es geschah alles so rhythmisch, als hätte im Hintergrund eine Musik diese flüchtige Begrüßung von Anfang bis zu Ende begleitet. Sie war symbolisch genug. Nur das Leben konnte diese beiden trennen: ein Mißverständnis nie ... Von dieser Stunde an war das Unstäte, Rastlose und Unsichere von Mariclées Wesen dahin ... Seine Nähe war die Heimat, die alle Einsamkeit von ihr benahm, und in der sie von allen Ungereimtheiten des Lebens rastete ... Und über Mariclée war das Glück wie ein Frühlingssturm her und schüttelte und durchschauerte sie.«

Und dann vor jener spätern Begegnung, von der wir in dem Roman erfahren: »Und wie von einem magischen Reflex berührt, ward ihr Antlitz plötzlich so ganz genau das selbe wie damals, als sie zuletzt mit ihm zusammen war ... jenes Gesicht, ihr einzig wahres, ein abkunftsloses, nur von ihm erkanntes, seltenes Gesicht, das seinige, da es für ihn nur an das Licht trat, wie ein Kronschatz, der nur dem Einen taugt, dem Unbefugten aber schwer und unzugänglich in den Schrein zurück-sinkt.«

Endlich die letzte Begegnung auf dem Schiff, eine Szene von so zarter und zugleich eindringender Bildhaftigkeit, wie wir nicht viele in der neuesten Romanliteratur besitzen: wo die beiden, eingetaucht in eine Welt, die nur für sie allein ist, allen anderen Menschen weit entrückt (unter den Augen der Gattin des Mannes, die sie in eifersüchtiger Kränkung mit ihrem Blick verfolgt) ihr letztes Zusammensein feiern:

»Sie war am Ziel. Aug' in Aug' feierten sie ihr Fest, indes ihre Hände, die seine und die ihre, die sich kannten, nachbarlich auf den breiten Kanten ihrer Stühle ruhten. Und sie war's zufrieden ihren Pakt ewig ungenannt zu lassen.«

Und weshalb, so fragt man wohl wieder und wieder, vereinten diese beiden, die so ganz nur für einander gebildet waren, nicht ihr Leben?

»Denn sie schied sich vom Wettbewerb des Lebens aus, nicht weil ihr dessen Güter nicht wert bedünkten, sondern weil sie sich nicht bescheiden wollte ... Denn das Gebundensein, das ist's. Das ist das Todesband, das uns an alle Endlichkeiten knüpft.«

Soll denn also darin wirklich das neue Liebesideal den höchsten Ausdruck finden? Kann die Liebe auf den Besitz des Geliebten verzichten, kann sie außerhalb des Lebens stehen und alle Sehnsucht und Schönheit nur als das tiefste Geheimnis der Seele erfahren? Muß das »Gebundensein« das »Todesband« werden, »das uns an alle Endlichkeiten knüpft«?

Wer von uns mag das heute entscheiden? Wer vermöchte zu sagen, wie kommende Geschlechter fühlen, wie Männer und Frauen in einer künftigen Zeit empfinden werden, die andere Lebensmöglichkeiten kennt, andere Freiheit und anderes Gebundenheit nennen wird als wir, für die wir Jetzigen mit den Instinkten, die uns ewig dünken, unbegreifbar primitiv erscheinen mögen? Wenn aber in den Frauen heute das einst so unrückbar scheinende Gefühl, wenn Liebe und Lebensverlangen in ihnen selbst so viel reicher werden, so dürfen wir uns dessen als eines untrüglichen Zeichens freuen, daß unser Geschlecht nun gleich dem männlichen in einen vollern Entwicklungsstrom gerückt ist, der es vielleicht nicht zu einer freudereichern, wohl aber zu einer größern Zukunft führen muß.

XX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Sozialpolitik / Johannes Heiden

Sonntagsruhe Der Entwurf des Gesetzes über Sonntagsruhe im Handelsgewerbe, der dem Reichstag im November 1913 zugegangen ist (siehe die Rubrik Kommunalsozialismus, 1913, 3. Band, pag. 1710 ff.), will allgemein für offene Verkaufsstellen an Sonn- und Feiertagen eine Arbeitszeit von 3 Stunden gestatten, die durch Verfügung der höhern Verwaltungsbehörde auf 4 Stunden verlängert werden kann. Die Verlängerung soll nur für solche Orte gewährt werden, in denen die Bevölkerung der Umgegend an Sonntagen ihre Einkäufe zu machen pflegt. Durch Ortsstatut können Gemeinden oder Kommunalverbände die Beschäftigung an Sonn- und Feiertagen einschränken oder gänzlich untersagen. Von der gesetzlichen und ortstatutarischen Beschränkung der Arbeitszeit kann die Polizeibehörde für 6 und mit Genehmigung der höhern Verwaltungsbehörde für 10 Sonn- und Feiertage Befreiung bewilligen und Beschäftigung bis zu 10 Stunden gestatten. Für das übrige Handelsgewerbe (Kontore usw.) gilt vollständige Sonntagsruhe; doch kann durch Verfügung der höhern Verwaltungsbehörde oder durch Ortsstatut Beschäftigung bis zu 2 Stunden zugelassen werden. Für das Speditions- und Schiffsmaklergewerbe sowie für andere Gewerbetriebe, insoweit in ihnen Güterversendungen mit Seeschiffen vorgenommen werden, kann in gleicher Weise eine Beschäftigung bis zu 5 Stunden zugelassen werden. Die höhere Verwaltungsbehörde kann für jährlich höchstens 6 Sonn- und Festtage, an denen besondere Verhältnisse

einen weitem Geschäftsverkehr erforderlich machen, eine Beschäftigung bis zu 4 Stunden zulassen.

Gewerbetreibende, die ihre Geschäfte am Sabbat und an den jüdischen Feiertagen schließen und dies der Ortspolizeibehörde anzeigen, dürfen Gehilfen und Lehrlinge jüdischen Glaubens an Sonn- und Feiertagen bis zu 5 Stunden beschäftigen. Die Geschäftsräume sind während der Stunden, die nicht allgemein dem Verkehr freigegeben sind, natürlich geschlossen zu halten. An den ersten Feiertagen der 3 hohen christlichen Feste ist jede Beschäftigung verboten.

Ausnahmen von der Beschränkung oder dem Verbot der Sonntagsarbeit sind für Notfälle, Inventuraufnahme, Bewachung von Betriebsanlagen usw. vorgesehen. Der höhern Verwaltungsbehörde soll die Befugnis gegeben werden für solche Gewerbebezüge, deren vollständige oder partielle Ausübung an Sonn- und Festtagen zur Befriedigung täglicher oder an diesen Tagen besonders hervortretender Bedürfnisse der Bevölkerung erforderlich ist, Ausnahmen von allen Beschränkungen und Verboten zu gestatten. Der Reichstag wird hoffentlich den Entwurf gründlich verbessern. Wird er in seiner jetzigen Fassung Gesetz, so wäre das ein sehr winziger Fortschritt. Die Erfahrung von mehr als 20 Jahren hat gelehrt, daß ein weitreichendes Verbot jeder Sonntagsarbeit sehr wohl möglich ist und daß geringe und wenig umfangreiche Ausnahmen für einzelne Bedürfnisgewerbe genügen. Das gibt der Regierungsentwurf in seiner Begründung auch zu, in der es heißt: »Es ist nicht zu verkennen, daß sich Gewerbetreibende und Kundschaft schneller als beim Er-

laß der gesetzlichen Vorschriften angenommen wurde an das Bestehen der Sonntagsruhe gewöhnt haben. Das Verständnis für ihren großen Segen ist gewachsen. Die Bevölkerung zeigt sich mehr und mehr bereit in ihren persönlichen Gewohnheiten und Bequemlichkeiten dem Ruhebedürfnis der Angestellten sich anzupassen.«

× **Entlassene Strafgefängene** In Frankfurt am Main besteht seit etwas länger als 2 Jahren ein Verein Übergangsstation. Er hat sich die Aufgabe gesetzt entlassenen Strafgefangenen Obdach und Verpflegung zu bieten, ihnen Arbeit zu verschaffen und sie bei ihren Versuchen sich wieder einen Platz im Leben zu erringen zu bewachen und zu fördern. Einrichtungen dieser Art sind zweifellos sehr nützlich. In der Strafanstalt wird in nicht wenigen Fällen den Gefangenen die letzte Willenskraft genommen. Der ganze Betrieb der Strafanstalten ist darauf eingestellt in dem Gefangenen jede selbständige Handlung und Regung zu unterdrücken. Statt lebensstüchtiger, ist der Gefangene nach längerer Strafzeit fast immer untüchtiger geworden; und dem Willensschwachen, der nach längerer Haft wieder in der Freiheit ist, wird diese Freiheit gar oft zur Gefahr. Seine antisozialen Neigungen und Triebe sind ja im Gefängnis nicht geheilt; sie konnten sich nur nicht betätigen. Wenn ihn die Gefängnismauern freigegeben haben, steht der Entlassene ohne jede Hemmungsvorstellung in der Freiheit und sich selbst überlassen, wird er oft gar bald wieder seinen unsozialen Neigungen nachgehen, selbst dann, wenn ihn nicht des Leibes Not dazu treibt. In diesem gefährlichen Stadium will der Verein Übergangsstation dem Entlassenen helfen. Nach seinem 2. Jahresbericht hat er im Jahr 1912 30 Entlassenen Aufnahme und Verpflegung gewährt und ihnen Arbeit verschafft. Auch während ihrer Beschäftigung außerhalb der Anstalt bleiben die Pfleglinge noch in der Anstalt wohnen. Der Aufenthalt im Haus des Vereins betrug im Durchschnitt 100 Tage; mehrere der Zöglinge hielten sich mehr als 6 Monate und 2 sogar länger als 1 Jahr in der Anstalt auf, ehe sie die Rückkehr in die volle Freiheit wagten. Von den Gästen der Anstalt waren die meisten vor ihrer Verurteilung selbständige Kaufleute oder Handlungs- oder Bureauangestellte gewesen. Sie wurden

fast sämtlich in kaufmännischen Stellungen untergebracht; den wenigen Handwerkern, die Aufnahme gefunden hatten, wurde Arbeit in ihrem Beruf verschafft. Von den 30 Zöglingen sollen sich 27 bewährt haben. Die Aufwendungen des Vereins betragen rund 16 000 Mark. Er will jetzt ein eigenes Anstaltsgebäude errichten und seine Tätigkeit vergrößern. So gering der Umfang der von dem Verein Übergangsstation geleisteten Arbeit ist, und so klein die Zahl derer ist, denen er helfen kann, so beweist das Beispiel doch den Nutzen, den eine planvolle Arbeit an der Hebung der Gefangenen stiften kann. Was der Verein tut, müßte ein Teil des Strafvollzugs sein; in ihm müßte die Freiheitsentziehung abgestuft werden. Nur dann könnte sie bessernd und heilend wirken.

× **Kurze Chronik** Der Reichskanzler hat unter dem 17. November 1913 Bestimmungen über die Befreiung vorübergehender Dienstleistungen von der Krankenversicherungspflicht erlassen. Die konservative Fraktion hat im Reichstag den Antrag gestellt den Beginn der Krankenversicherungspflicht der Dienstboten über den 1. Januar 1914 hinauszuschieben. Die Regierung hat das Ansinnen abgelehnt und vom Reichstag, dessen Beschlußfassung noch aussteht, ist mit Sicherheit das gleiche zu erwarten. × In der Beantwortung der Interpellation der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion lehnte die Regierung ein Gesetz über Arbeitslosenversicherung ab. Erst müsse eine bessere Übersicht über den Arbeitsmarkt durch Ausbau der Arbeitsnachweise geschaffen sein. Die Regierung denkt aber nicht daran die Organisation des Arbeitsnachweises energisch durch gesetzliche Maßnahmen zu betreiben. Auf den Versuch einer umfassenden Lösung der Arbeitslosenfürsorge wird man in Deutschland noch lange warten müssen. × Der Ausschuß der Gesellschaft für soziale Reform nahm eine Resolution an, die sich gegen ein besonderes Gesetz zum Schutz der Arbeitswilligen wendet. × Der Bundesrat hat es abgelehnt einheitliche Vorschriften für den Arbeiterschutz im Fuhrgewerbe zu erlassen. Die Regelung soll durch die Landesregierungen geschehen. × Der 33. deutsche Armeenfliegerkongreß sprach sich auf seiner Tagung in Stuttgart am 25. und 26. September 1913 ein-

stimmig für Schaffung eines Reichs-armengesetzes aus. Von Einzelforderungen seien genannt: Verpflichtung der Armenverbände über die Kosten des notdürftigen Unterhalts hinaus auch die Kosten der Erziehung und Ausbildung zum Erwerb (auch für Krüppel) zu gewähren; polizeilicher Arbeitszwang für Arbeitsscheue; Regelung der Wanderfürsorge. X Durch ein Gesetz vom 25. Juli 1913 hat Norwegen Einfuhr, Herstellung und Verkauf von Zündhölzern mit weißem Phosphor verboten. Der Verkauf ist noch bis zum Ablauf des Jahres 1914 gestattet; Fabrikation und Einfuhr sind schon jetzt untersagt.

X
Literatur In seiner Schrift Schadenverhütendes Wirken in der deutschen Arbeiterversicherung /Berlin, Vahlen/ gibt der Präsident des Reichsversicherungsamts Dr. Paul Kaufmann eine Zusammenstellung über die Maßnahmen, die die Versicherungsträger zur Verhütung von Schäden getroffen haben. Wir finden die segensreiche Arbeit der Krankenkassen erwähnt, die trotz des engsten Rahmens, den ihnen das Gesetz gezogen hat, viel über die Heilung der Erkrankten im engern Sinn hinaus getan und damit zur Kräftigung und Steigerung der Leistungsfähigkeit wesentlich beigetragen haben. In dem Abschnitt über die Unfallversicherung wird die Bedeutung und Entwicklung der Unfallverhütung, die Notwendigkeit des Mitwirkens der Arbeiter bei der Durchführung der Unfallverhütung dargelegt und die Arbeit der Gewerkschaften für die Aufklärung der Arbeiter über den Wert der Unfallverhütung hervorgehoben. Die Maßnahmen der landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften zur Unfallverhütung kommen nicht ohne Tadel davon, und die Bestimmung der Reichsversicherungsordnung, die dem Reichsversicherungsamt gerade den landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften gegenüber verstärkte Aufsichtsbefugnisse versagt, wird mit Recht als verfehlt bezeichnet. Nachdrücklich wird auf den großen Wert der frühen spezialärztlichen Behandlung der Verletzten hingewiesen. In gleicher Weise wie die Maßnahmen der Krankenkassen und Berufsgenossenschaften zur Verhütung von Schäden wird das Wirken der Landesversicherungsanstalten der Invalidenversicherung auf diesem Gebiet dargestellt. Immer wird (und das erhöht den Wert des Buches)

auf die Möglichkeit hingewiesen, die die Reichsversicherungsordnung zur Ausgestaltung von vorbeugenden Maßnahmen gibt. Das Buch verrät in allen Teilen die Überzeugung des Verfassers, daß Verhütung von Schäden, Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit und Leistungsfähigkeit die wichtigste Aufgabe der Arbeiterversicherung ist, und daß die Lösung dieser Aufgabe nicht nur den Arbeitern Nutzen bringt, sondern mindestens in gleichem, wenn nicht in höherem Maß der Gesamtheit; denn deren Wohlfahrt beruht auf der Tüchtigkeit aller Bürger. Da das Buch Kaufmanns zur Verbreitung dieser Erkenntnis viel beitragen kann, wünsche ich ihm viele Leser. X Von Julius Hahns großem Kommentar zum Krankenversicherungsgesetz liegt der 1. Band in 7. Auflage vor; er führt jetzt den Titel Handbuch der Krankenversicherung /Berlin, Troschel/. Das Buch zeigt die bekannten Vorzüge des Hahnschen Kommentars; Übersichtlichkeit der Erläuterungen neben größter Ausführlichkeit; scharfe Begründung der Auslegungen und umfassende Berücksichtigung der Rechtsprechung der ordentlichen und der Verwaltungsgerichte. Bei allen Streitfragen werden die abweichenden Meinungen anderer Kommentatoren vermerkt. Auch unter dem neuen Namen wird das Buch Julius Hahns unter den Kommentaren der Krankenversicherung mit an erster Stelle stehen.

WISSENSCHAFT

Exakte Naturwissenschaften/Bruno Borchardt

Stäbchen- In der Physikalischen Zeitschrift berichtete der Breslauer Physiker Lummer über interessante Versuche, die er an sich selbst über das Stäbchen- und Zapfensehen angestellt hat. Die Stäbchen und Zapfen der Netzhaut sind ja die nervösen Apparate, deren Reizung für uns zur Lichtempfindung führt. Die Stäbchen spielen im allgemeinen eine untergeordnete Rolle, und lange Zeit glaubte man, sie kämen beim Sehen überhaupt nicht in Betracht; normale Augen enthalten nämlich in der Fovea centralis (Netzhautgrube), also derjenigen Stelle der Netzhaut, mit der wir beim Fixieren eines Gegenstands sehen, überhaupt keine Stäbchen; diese kommen extrafoveal vor und nehmen nach der Peripherie hin an Zahl zu. Erst verhält-

nismäßig spät ist man sich über die Funktion der Stäbchen klar geworden. Arthur König erteilte den Stäbchen eine besondere Rolle beim Erkennen der Farben zu und hielt die Fovea, also die Stelle des deutlichsten Sehens, wegen des Mangels der Stäbchen für blaublind. Diese Meinung wurde aber bald als irrig erkannt; die Fovea dürfte im Gegenteil als die farbertüchtigste Stelle der Netzhaut anzusprechen sein. Um die Aufhellung der Funktion der Stäbchen haben sich besonders Lummer und von Kries verdient gemacht. Nach ihren Arbeiten kommen im normalen Auge die Stäbchen beim gewöhnlichen Sehen bei Tage gar nicht in Betracht, beim Fixieren eines Gegenstands schon aus dem Grund nicht, weil die Fovea keine Stäbchen hat, aber auch beim indirekten Sehen im allgemeinen nicht; sie ruhen vielmehr, wenn die Zapfen in Tätigkeit sind. Sie reagieren aber auf bedeutend schwächere Lichtreize als die Zapfen; die Reizschwelle liegt für sie erheblich tiefer, so daß bei einer Lichtintensität, bei der die Zapfen noch versagen und daher direkt beim Fixieren noch gar nichts gesehen werden kann, indirekt, das heißt mit den peripheren Teilen der Netzhaut, bereits ein Sehen eintritt. Aus diesem Grund muß das Sehen mit den Stäbchen ein undeutliches sein, und die undeutlich gesehenen Gegenstände verschwinden, sobald man sie ins Auge fassen will. Dadurch bekommt dieses Sehen etwas Unbestimmtes, geradezu Gespensterhaftes, das noch durch den weitem Umstand vermehrt wird, daß die Stäbchen Farbenunterschiede nicht zu perzipieren vermögen. Für das Farbensehen kommen vielmehr nur die Zapfen in Betracht; die Stäbchen vermitteln lediglich den allgemeinen sehr unbestimmten Eindruck einer schwachen Helligkeit, die von Lummer mit dem besondern Ausdruck Stäbchenweiß bezeichnet wird. Für die Kenntnis der Ursachen der Farbenblindheit war die Erkenntnis der Funktion der Zapfen und Stäbchen von größter Wichtigkeit; ein vollständig farbenblindes Auge ist ein solches, in dem Zapfen überhaupt nicht vorhanden sind, in dem auch die Fovea statt der Zapfen Stäbchen enthält.

Die neuen Versuche, die Lummer mitteilt, stellen schöne Bestätigungen dieser Anschauung dar. Ende Juni 1912 unternahm Lummer eine Nachtfahrt im Ballon bei Vollmondschein, weil anzunehmen war, daß nur fern vom Lichtermeer der Großstadt die Stäbchen sich auf dunkel adaptieren und zu höchster Leistungs-

fähigkeit steigern. Bis spät am Abend behaupteten wegen der hellen Juninacht die farbenunterscheidenden Zapfen das Feld. Aber nach Mitternacht stellten sie ihren Dienst ein, und die Stäbchen traten in Funktion. Um Objekte mit lebhaften Farben in großer Nähe betrachten zu können, waren am Ballonkorb flatternde Papierfahnen aus roten, gelben, grünen, blauen Streifen befestigt. Obwohl diese vom Vollmondlicht voll getroffen wurden, war nach Mitternacht von den Farben nichts mehr zu bemerken; Rot erschien tief sammetschwarz, während die gelben Farben grau und die blauen weißlich leuchteten. Die Landschaft unter dem Ballon erschien wie mit einem weißlichen Schleier überzogen, alles war grau in grau gemalt, unterbrochen von tief-schwarzen Schatten und helleren stäbchenweißen Stellen. Erst mit der anbrechenden Tagesdämmerung erwachten die Zapfen und tauchten die Landschaft in die gewohnten Farben.

Überaus interessant sind auch die Schilderungen, die Lummer vom Stäbchensehen in klarer Sternennacht gibt. Solange nur die Zapfen in Tätigkeit sind, erblickt man am Himmel nur die recht dünn gesäten helleren Sterne; die weit-aus größte Zahl von Sternen wird erst sichtbar, wenn die Stäbchen über die Schwelle treten. Ungezählte Tausende von Sternen funkeln dann in stäbchenweißem Glanz; jeder dieser Stäbchensterne verschwindet, sobald man ihn zu fixieren sucht. Aber wer naiv und unvoreingenommen zum Sternenhimmel aufblickt, bemerkt nichts hiervon; ohne sich dessen bewußt zu werden, beobachtet er alle Sterne indirekt und taucht sie in Stäbchenweiß, wie auch das ganze Himmelsgewölbe einen weißlichen Glanz annimmt. Der Großstädter freilich sieht von dieser Pracht nie etwas; bei der Lichtfülle, von der er stets umgeben ist, adaptiert sich sein Auge nicht auf dunkel, und so erblickt er stets nur ein düsteres Himmelsgewölbe mit zählbaren, in weitem Abstand glanzlos leuchtenden Zapfensternen. Nur fern von der Großstadt, bei einem Aufenthalt im Gebirge, konnte Lummer die Wahrnehmung machen, wie sein Auge sich der Dunkelheit anpaßte, wie die Zapfen ihre Tätigkeit einstellten, so daß auch die von der Asche befreite Zigarre nicht mehr rot erschien sondern bei jedem Zug den Silberglanz des Stäbchensehens zeigte, durch den auch der silberne Glanz der Sterne und das eigentümlich glanzvolle Sternenlicht hervorgezaubert wurde.

Alkaloidentstehung - Die Alkaloide gelten vielfach als Endprodukte des pflanzlichen Stoffwechsels, die ausgeschaltet werden, weil sie nicht mehr im Lebenskreis der Pflanzen Aufnahme finden. Freilich schalten die Pflanzen sehr wenig aus, und deshalb sollen die Endprodukte so weit verändert werden, daß die Pflanze sie, ohne Schaden zu erleiden, in ihrem Körperbestand erhalten kann. Die Alkaloide würden somit den Auswurfstoffen der Tiere gleichen, wie Harnstoff, Harnsäure usw., und in Beziehung mit den größeren stickstoffhaltigen Komplexen stehen, den Lezithinen, Proteinen, und Nukleoproteiden. Für einige der einfachen Basen ist dies auch ohne weiteres klar, wie für die pflanzlichen Purinbasen (Koffein, Theein), die mit den Nukleoproteiden in Verbindung stehen. Bei den Alkaloiden hingegen, die die Pyrolidingruppe enthalten oder den Pyridin-, Piperidin, Chinolin-, und Isochinolin-kern, war die Beziehung nicht so durchsichtig. Nachdem aber Emil Fischer die Pyrolidingruppe in den Spaltungsprodukten der Proteine entdeckt hatte, wurde diese Beziehung in genialer Weise von A. Pictet aufgeklärt, und viele wichtige Alkaloide wurden dadurch mit den Spaltungsprodukten der Eiweißkörper in Beziehung gebracht. An die hierdurch gewonnenen Vorstellungen knüpften die Versuche des Professors Ciamician (Bologna) an, die er mit Ravenna zusammen zur Aufklärung der Entstehung der Alkaloide in den Pflanzen unternahm, und über die er auf der letzten Naturforscherversammlung Ende September 1913 in Wien berichtete.

Die beiden Forscher suchten durch Einimpfung verschiedener organischer Verbindungen in dem Stechapfel und besonders in der Tabakpflanze die Bildung der Alkaloide zu beeinflussen. Die Resultate der sehr zahlreichen Versuche lassen nicht immer eine einfache Deutung zu, zum Teil stehen sie auch in Widerspruch mit früher erhaltenen. So fand zum Beispiel Pictet in den Tabakslaugen der Manufaktur von Venedig Pyrolidin und n-Methylpyrolin, während Ciamician und Ravenna nach diesen beiden Basen vergeblich suchten, dagegen neben Spuren von Isoamylamin reichlich Trimethylamin und vielleicht Äthylamin erhielten. Wahrscheinlich hängen diese verschiedenen Befunde von verschiedenen klimatischen und Bodenverhältnissen ab.

Die beiden Forscher wollen ihren Versuchen kein zu großes Gewicht beilegen und glauben auch nicht, daß sie mit der Grundvorstellung über die Entstehung der Alkaloide in der Pflanze in Widerspruch stehen. Es ist wohl anzunehmen, daß einige der einfacheren Pflanzenbasen als Abbaustoffe auftreten, insofern sie sich direkt oder mit geringen Veränderungen aus den großen stickstoffhaltigen organischen Komplexen ableiten lassen. Auch von den komplizierten Alkaloiden mögen einige als Abbaustoffe auftreten. Daß aber alle Pflanzenbasen einen solchen Ursprung haben sollten, halten die genannten Forscher nicht für wahrscheinlich. Die Alkaloide zeichnen sich durch außerordentlich scharfe physiologische Wirkungen aus, die bei Tieren ganz bestimmte biologische Reaktionen veranlassen. Sollten diese für den Tierkörper so ausgezeichnet wirksamen Stoffe für die Pflanzen wirklich ganz inaktiv und wertlos sein, sollten sie gar keine weitere Funktion für ihr Leben haben und nur als unschädlich gemachte Schädlinge beiseite gelassen werden? Wahrscheinlicher erscheint es, daß die Alkaloide in den Pflanzen eine den Hormonen (das sind Stoffe von unbekannter Zusammensetzung, durch die biologische Prozesse, zum Beispiel Ermüdung, ausgelöst werden) der Tiere vergleichbare Rolle spielen könnten, vielleicht in einem weniger spezifischen Sinn. Sie könnten als Regulatoren des chemischen Getriebes betrachtet werden, das in den Pflanzen, diesen ausgezeichneten chemischen Werkstätten, so rege ist.

×
Kurze Chronik Am 26. September starb in Greifswald der Physiker Wilhelm Holtz, wenige Tage vor Erreichung des 77. Geburtstags. Von seinen Leistungen ist die bekannteste die Konstruktion der Influenzmaschine, der sogenannten Holtz'schen Elektrisiermaschine, die aus dem Jahr 1865 stammt. × In Potsdam starb am 20. Dezember der Hauptobservator am astrophysikalischen Observatorium Professor Julius Scheiner im Alter von 55 Jahren. Seit 1889 war er an dem Potsdamer Institut tätig. Sein Leben ist aufs engste mit der Entwicklung der Astrophysik verbunden, die er auch in weiteren Kreisen durch populäre Bücher bekannt zu machen suchte. × Der frühere Chefingenieur der englischen Postbehörde Sir William Henry

Preece, der durch seine Arbeiten auf dem Gebiet der drahtlosen Telegraphie sich besondere Verdienste erworben hat, ist in Carnarvon gestorben. × Den Nobelpreis für Physik erhielt Professor Kamerlingh-Onnes in Leiden. Der jetzt 60 Jahre alte Gelehrte, der seit 1882 an der Universität Leiden wirkt, ist hauptsächlich durch seine Arbeiten auf dem Gebiet der tiefen Temperaturen bekannt geworden. Er hat an der Leidener Universität das Kältelaboratorium eingerichtet, in dem zahlreiche Untersuchungen über die Einwirkung tiefer Temperaturen auf chemische und physikalische Vorgänge angestellt worden sind. Der chemische Nobelpreis wurde Professor Dr. Alfred Werner in Zürich zuerkannt. Dieser jetzt im 48. Lebensjahr stehende Forscher, der seit dem Jahr 1892 ununterbrochen an der Züricher Universität wirkt, hat sich in der wissenschaftlichen Welt hauptsächlich durch seine Arbeiten über die Konstitution anorganischer Verbindungen sowie durch seine Studien über das Valenzproblem einen Namen gemacht. × Der 4. neue Komet des Jahres 1913 wurde Ende September von dem Astronomen Gelavan auf der argentinischen La Plata-Sternwarte im Sternbild des Wassermanns, etwas südlich vom Äquator entdeckt. Das zuerst nur im Fernrohr sichtbare Gebilde nahm bald an Helligkeit zu. Die näheren Berechnungen ergaben, daß es sich nicht um einen neuen Kometen handelte sondern um den periodischen Kometen Westphal, dessen Umlaufzeit etwa 61 Jahre beträgt.

× Literatur

× Von dem großen Sammelwerk *Die Kultur der Gegenwart* / Leipzig, Teubner/ ist von der 3. Abteilung *Anorganische Naturwissenschaften* der 2. Band, *Chemie*, erschienen. Das Buch ist im besten Sinn gemeinverständlich, es verlangt freilich von jedem Leser Aufmerksamkeit und geistiges Mitarbeiten. Die einzelnen Kapitel sind von Meistern des betreffenden Faches bearbeitet. E. von Meyer hat auf 80 Seiten eine Geschichte der Chemie gegeben, C. Engler und L. Wöhler behandeln die anorganische Chemie, der Nobelpreisträger Otto Wallach die organische Chemie. Die physikalische Chemie wird in 4 getrennten Kapiteln erledigt, von denen 2, die Beziehungen zwischen physikalischen und chemischen Eigenschaften und die Photochemie von

Luther stammen, die Verwandtschaftslehre und Thermochemie Nernst und die Elektrochemie Le Blanc zu Verfassern haben. Die physiologische Chemie erörtert Kossel, die Beziehungen der Chemie zum Ackerbau sind von Kellner und nach dessen Tod von Immendorf bearbeitet. Als letzter Abschnitt werden die Wechselbeziehungen zwischen der chemischen Forschung und der chemischen Technik von Otto N. Witt dargelegt. Es folgt dann noch die von Rinne bearbeitete *Allgemeine Kristallographie* und Mineralogie, deren Aufnahme in diesen Band sich durch die nahen Beziehungen dieser Gebiete zur Chemie rechtfertigt. Die Chemiker, die ja stofflich mit dem Mineralreich wohl vertraut sind, werden gern auch vom Standpunkt der Strukturgliederung in dieses Gebiet eingeführt werden. Einen besondern Vorzug des Buchs bildet die am Ende jedes Abschnitts befindliche kurze Charakteristik und wohl erwogene Auswahl der Literatur. Diese Eigenschaften des für jeden Gebildeten brauchbaren Werks werden auch dem Fachmann, der sich etwa auf einem benachbarten Gebiet der Chemie über den augenblicklichen Stand der Wissenschaft informieren will, sehr willkommen sein. × Die historische Entwicklung der Chemie in kleinem Rahmen zu behandeln versucht Dr. Thorekecrantz in seiner kurzgefaßten Darstellung der Geschichte der Chemie / Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft/. Es ist dem Verfasser gelungen auf 200 Seiten einen Überblick von den ältesten bis zu den jüngst vergangenen Zeiten zu geben. Für den Fachmann sowie als Einführung für den Studenten dürfte der Inhalt allerdings kaum ausreichen, während dem Laien die Form der Darstellung nicht unerhebliche Schwierigkeiten bereiten dürfte.

Sozialwissenschaften / Conrad Schmidt

Geschichte der Nationalökonomie Eine *Geschichte* der Nationalökonomie als einer Wissenschaft, die, mit der Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaftsweise aufkommend, sich die Analyse dieser zur Aufgabe setzt, mit theoretischen Argumentationen in den Kampf der Klasseninteressen eingreift, der historischen Bedingtheit des Kapitalismus wie den weitertreibenden Tendenzen, die er auslöst, nachforscht, wäre, großzügig angelegt und selbst von starkem theoretischen Geist getragen, gewiß ein Gegenstand von außerordent-

lichem Interesse. In den Lehrbüchern zur Geschichte der ökonomischen Theorien läßt sich von derlei Möglichkeiten freilich wenig spüren. Enttäuscht und gelangweilt legt man sie aus der Hand. Kein Wunder. Um Theorien lebendig, anregend, fördernd vorzuführen, bedarf es eines eigenen theoretischen Standpunkts, der der Betrachtung überhaupt erst Ziel und Richtung geben kann. Die Geschichte muß kritische Geschichte sein, die in der Aufeinanderfolge der Systeme deren inneres Verhältnis zu einander klarlegt, die Widersprüche aufzeigt, an denen sie zu Grunde gehen, und die den Anstoß geben neue Wege, abseits und vorwärts führende, einzuschlagen. Nur im Licht einer solchen logischen Bewegung, die sich dann freilich mit Antrieben des Klasseninteresses aufs mannigfachste kreuzt, ordnet der tote Stoff sich zum bedeutsamen Zusammenhang. So stellte die Geschichte der Doktrinen dem großen Geist Karl Marx' sich dar. In den historisch-kritischen Exkursen seiner Kritik der politischen Ökonomie, im Kapital sowie in den von K. Kautsky herausgegebenen Nachlaßbänden, die von den Physiokraten, Smith, Ricardo und der Zersetzung der Ricardoschen Schule handeln, tritt diese Auffassung, durch die die Geschichte der Theorien erst Entwicklungsgeschichte wird, vollkommen klar zutage.

Die Geschichte der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen von Ch. Gide und Ch. Rist, die voriges Jahr in deutscher Übersetzung mit einem Vorwort von Franz Oppenheimer erschienen ist /Jena, G. Fischer/, hat mit ihren 830 Seiten wohl den 3fachen Umfang der von vornherein ganz unzulänglichen, obendrein veralteten Lehrbücher Eisenharts und John Kells Ingrams, aber weicht dabei mit gleicher Hartnäckigkeit jeder Gelegenheit theoretischer Vertiefung aus. Natürlich geht es heutzutage nicht mehr an, was Ingram noch 1882 fertig brachte, das Marx'sche Werk vollständig totzuschweigen. Dem Marxismus sind sogar 37 Seiten gewidmet, ganze 5 Seiten mehr als den »auf dem Christentum beruhenden Lehren«. Aber mit der offiziellerweise erheischten Erledigung und *Widerlegung* ist auch Marx' Rolle ausgespielt. Von irgendwelchen Grundproblemen, in deren Lösung eine ökonomische Theorie sich zu erproben hätte, und damit von irgendwelchem Maßstab, nach dem die Lei-

stung der verschiedenen Theorien beurteilt und gewertet werden könnte, ist den Verfassern augenscheinlich nichts bewußt. Ja das Verlangen, daß jemand, der Geschichte der Ökonomik schreibt, sich vorher über solche Fragen Rechenschaft gegeben haben müßte, würde ihnen voraussichtlich als dogmatische Arroganz, als Angriff auf unbefangene historische Objektivität erscheinen.

Was bei solcher *Unbefangenheit* herauskommt, dafür sei hier ein Beispiel aus dem Anfangskapitel über die französischen Physiokraten des 18. Jahrhunderts angeführt und mit der Marx'schen Charakteristik dieser Ökonomschule konfrontiert. Die Verfasser sind außerstande im Grundgedanken des physiokratischen Systems, daß nur die landwirtschaftliche Arbeit unmittelbar die Fähigkeit besitzt »Reineinkommen« zu erzeugen, etwas anderes als eine belanglos wunderliche Grille zu erblicken. Der von den Physiokraten behauptete »Grundunterschied« der »landwirtschaftlichen und industriellen Erzeugung«, erklären die Verfasser herablassend, »stammt aus der Theologie«. »Denn für die Physiokraten sind die Erzeugnisse des Bodens das Werk Gottes. Und allein Gott ist Schöpfer, während die Erzeugnisse der Kunstfertigkeiten Menschenwerk sind, und den Menschen keine Schöpferkraft innewohnt.« Ein Zitat aus einem physiokratischen Autor wird zum Beleg herangezogen, und die so konstruierte »Grundidee« dann glänzend widerlegt. In Wahrheit forme nämlich auch die Landwirtschaft nur Materie um und stehe insofern allen Industrien gleich. »Die Physiokraten haben nicht fassen können (vielleicht weil Lavoisier es noch nicht gelehrt hatte), daß in der Natur nichts sich erzeugt und nichts verloren geht, daß das in die Erde gesenkte Getreidekorn seine Ähren ebenso aus Stoffen des Bodens und der Luft Gramm für Gramm zusammensetzt wie der Bäcker aus dem selben Korn, Wasser, Salz und Hefe Brot macht.« Das Große, das in der physiokratischen Auffassung sich im Umriss ankündigt: die prinzipielle Einsicht, daß, damit arbeitsloses Einkommen in der Volkswirtschaft bestehen könne, die Produktivität der Arbeit, speziell der landwirtschaftlichen, wesentlich Nahrungsstoffe produzierenden Arbeit, derartig sein muß, daß ein Überschuß über die zur Lebensfristung der Arbeiter selbst notwendigen Quanten

von Unterhaltsmitteln erzeugt wird, existiert für die Verfasser gar nicht. Damit vergleiche man, den ungeheuren Abstand zu ermessen, die Art, wie Marx in seinem Nachlaß (Theorien über den Mehrwert, 1. Band) den Springpunkt, um den sich das Verständnis des physiokratischen Systems dreht, in klassischer Formulierung aufdeckt, die physiokratische Anschauung als ein sachlich begründetes Moment und Glied im Gang der theoretischen Entwicklung nachweist. Was bei Gide bloßer Wirrwarr, nimmt da mit einem Schlag die Formen eines klaren Bildes an. Hier aus der Marxschen Darstellung einige der entscheidend wichtigen Sätze als Probe: »Die Differenz zwischen dem Wert der Arbeitskraft und ihrer Wertung (also der Mehrwert, den der Kauf der Arbeitskraft ihrem Anwender verschafft) erscheint am handgreiflichsten, unwidersprechlichsten von allen Produktionszweigen in der Agrikultur, in der Urproduktion. Die Summe der Lebensmittel, die der Arbeiter jahraus jahrein verzehrt, oder die Masse Stoff, die er konsumiert, ist geringer als die Summe der Lebensmittel, die er produziert. In der Industrie sieht man überhaupt den Arbeiter nicht direkt wieder seine Lebensmittel, nicht den Überschuß über seine Lebensmittel produzieren. Der Prozeß ist vermittelt durch Kauf und Verkauf, durch die verschiedenen Akte der Zirkulation, und erheischt zu seinem Verständnis die Analyse des Wertes überhaupt. In der Agrikultur zeigt er sich unmittelbar im Überschuß der produzierten Gebrauchswerte über die vom Arbeiter konsumierten Gebrauchswerte, kann also ohne Analyse des Wertes überhaupt, ohne klares Verständnis von der Natur des Wertes begriffen werden. Also auch, wenn der Wert auf Gebrauchswert und dieser auf Stoff überhaupt reduziert wird. Die Agrikulturarbeit ist den Physiokraten daher die einzige produktive Arbeit, weil die einzige Arbeit, die einen Mehrwert schafft, und die Grundrente ist die einzige Form des Mehrwerts, die sie kennen. Der Arbeiter in der Industrie, finden sie, vermehrt den Stoff nicht: er verändert nur die Form desselben. Das Material (die Masse des Stoffs) ist ihm gegeben von der Agrikultur . . . Industrieller Profit und Geldzins sind nur verschiedene Rubriken, worin sich die Grundrente verteilt und zu bestimmten Teilen aus der Hand der Grundeigentümer in die Hand an-

derer Klassen übergeht. Ganz umgekehrt wie die späteren Ökonomen seit A. Smith, weil sie den industriellen Profit mit Recht als die Gestalt fassen, worin der Mehrwert ursprünglich vom Kapital angeeignet wird, das heißt als die ursprüngliche allgemeine Form des Mehrwerts, so daß Zins und Grundrente nur Abzweigungen des industriellen Profits darstellen, die vom industriellen Kapitalisten an verschiedene Klassen, die Mitbesitzer des Mehrwerts sind, distribuiert werden.« Dem Abschnitt, der die Physiokraten bespricht, folgen in dem Gideschen Buch Kapitel über Adam Smith, die »Pessimisten« (Malthus und Ricardo), Sismondi, Saint Simon, die »Assozialisten« (Owen, Fourier, Louis Blanc), Friedrich List, John Stuart Mill, die historische Schule, den Staatssozialismus, den Marxismus und die »auf dem Christentum beruhenden Lehren«. Der Schlußteil (4 Kapitel) beschäftigt sich mit den »Lehren der neuesten Zeit«. Charakteristischerweise schwärmen hier die Verfasser für die hoffnungslos sterilste aller Theorien, die sogenannte Grenznutztheorie, feiern sie als Fortsetzerin und Überwinderin der klassischen Schule. Zwei Individuen, Peter und Paul, die, mit etwelchen Genußgütern ausgestattet, in der Wüste sich begegnen und dorten mit einander Handel treiben, sind die Grundsäulen dieses philosophischen Systems. In solchem Fall wird, erklären die Grenznutzpsychologen, ein jeder der beiden seine Güter natürlich entsprechend dem Gebrauchswert schätzen, den sie unmittelbar in natura für ihn selbst besitzen, und in einen Austausch nur willigen, sofern das Quantum von Gebrauchsgütern, das er dabei erhält, ihm ein größeres Maß subjektiver Bedarfserfüllung gewährt als das, was er im Austausch hingibt. Und diese überraschende Entdeckung wird dann mit einem kühnen Sprung generalisiert. Die Nützlichkeitsabwägungen, die Paul und Peter, losgelöst von jedem gesellschaftlichen Zusammenhang, jeder Wirtschaft, jedem Produzieren bei ihrem denkwürdigen Tauschgeschäft in der Wüste anstellen, das Vergleichen des unmittelbaren Gebrauchswerts, den die von ihnen hingegebenen und eingetauschten Güter für sie selber haben, sollen auch in einer warenproduzierenden Gesellschaft das regelnde Prinzip des Austausches und der Erklärungsgrund der Austauschproportionen sein, die sich im Marktverkehr bilden. Welchen un-

mittelbaren Gebrauchswert, um nur den nächsten Einwand anzudeuten, hat denn aber für einen Warenfabrikanten die in dem eigenen Betrieb für den Verkauf erzeugte Warenmenge? Der Gebrauchswert, den im eigenen Betrieb erzeugte Waren in ihrer Naturalgestalt für die Betriebseigentümer haben, ist durchschnittlich und in der Regel, wie jedermann weiß, null. Die Grenznutzlehre, wenn sie ihr Programm: die Austauschproportionen aus dem verglichenen (von den Austauschenden auf Grundlage ihres persönlichen Bedarfs verglichenen) Gebrauchswert der ausgetauschten Güter herzuleiten, durchführen wollte, stünde da vor der aussichtslosen Aufgabe aus lauter Nullen des Gebrauchswerts, den die verkauften Waren für die Verkäufer haben, den Unterschied der Marktpreise zu deduzieren. Das Wörtchen Grenznutzen, das die glückliche Eigenschaft besitzt ganz unabhängig von dem Sinn, in dem jene Theorie es ursprünglich anwendet, zur Bezeichnung bunt verschiedener, völlig heterogener Beziehungen angewandt werden zu können, muß da als Auskunftsmittel herhalten den Nonsens des Prinzips hinter scheinbaren Plausibilitäten, die mit dem prinzipiellen Ausgangspunkt nichts mehr zu schaffen haben, zu verstecken. Mag immerhin die Arbeitstheorie auch nicht genügen die volkswirtschaftliche Preisbildung in allen Zügen zu begreifen und so als Theorie der Umbildung bedürfen, jedenfalls steht sie dem Geist einer wirklich psychologischen Erklärung unendlich näher als die Rabulistik dieser Schule, die sich mit Stolz die psychologische nennt. Das unmittelbare und allgemeine psychologische Motiv jeder wirtschaftlichen Funktionsausübung in einer warenproduzierenden Gesellschaft, wo alle Bedarfdeckung durch Warenkauf vermittelt ist, also Geldbesitz voraussetzt, ist für die Ausüßer der Funktionen selbst der Gelderwerb. Nur unter der Bedingung, daß die Veranstaltung von Produktionsbetrieben zur Erzeugung von Waren den Veranstalter Gelderwerb in Aussicht stellt, besteht für diese ein Motiv jene Funktion in der Gesellschaft zu übernehmen und dauernd fortzusetzen. Aber die Veranstalter können durch Verkauf der produzierten Waren nur Geld erwerben, Geld gewinnen, sofern die im Marktverkehr jeweils bestimmten Preise der Tendenz nach so geregelt sind, daß die Veranstalter im

Preis der Waren einen größeren Geldbetrag erhalten als den, den ihnen diese Waren selber kosten. Und ebenso liegt auf der Hand, daß in der kapitalistischen Volkswirtschaft (wo die in Produktionsbetrieben warenproduzierende Arbeit Lohnarbeit, nach einem Lohnsatz von den Unternehmern bezahlte Arbeit ist) die Produktionskosten mit dem gesellschaftlich notwendigen Arbeitsaufwand, dem Gesamtquantum bezahlter Lohnarbeit, das in den Waren steckt, zusammenhängen und (von eventuellen komplizierenden Momenten einstweilen abgesehen) je nach der Menge dieses Arbeitsquantums größer oder kleiner sein werden. So zeigt bereits die einfachste, von der psychologisch motivierten allgemeinsten Zwecksetzung der wirtschaftlichen Funktionäre in der modernen Volkswirtschaft ausgehende Betrachtung, daß die Preisunterschiede (die »relativen Preisgrößen«, für deren Verständnis aus der Zergliederung des subjektiven Gebrauchswerts der Waren schlechterdings nichts zu holen ist) offensichtlich auf die Unterschiede der Produktionskosten, die Unterschiede der Produktionskosten aber auf Unterschiede des zur Produktion der Waren gesellschaftlich notwendigen Arbeitsaufwands zurückweisen. Woraus, ganz unabhängig von der Hypothese, daß der Austausch ein Austausch von Arbeitsäquivalenten sei, die Notwendigkeit einer (wie immer näher modifizierten) Beziehung der Preisunterschiede auf einen objektiven Faktor, eben die Unterschiede der zur Produktion notwendigen Arbeitszeit, sich ergibt. Daß Käufer und Verkäufer die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, die in den Waren steckt, nicht kennen, ist offenbar kein Gegenargument. Denn jenes Grundverhältnis setzt sich eben tendenziell notwendig auch ohne solche Kenntnis durch den bloßen Zwang des Gelderwerbstriebes bei freier Konkurrenz durch. Gewiß ist das Motiv des Käufers zu kaufen der Gebrauchswert, den die von ihm begehrten Waren für ihn haben. Gewiß wird der einzelne, durch die Größe seines Einkommens und die jeweiligen Warenpreise hinsichtlich seiner Kaufkraft begrenzt, seine Warenkäufe für den persönlichen Konsum so einzurichten suchen, daß er mit den ihm zur Verfügung stehenden Geldmitteln das mögliche Befriedigungsmaximum seiner Gesamtbedürfnisse erreicht. Unwillkürlich wägt er ab, wie große Teile des Einkommens

er wirtschaftlicherweise, das heißt eben im Hinblick auf jenes von ihm erstrebte Befriedigungsmaximum, für die verschiedenen Zweige seines persönlichen Bedarfs ausgeben darf. Das ist selbstverständlich, beweist aber natürlich für das, worauf es den Grenznutzpsychologen nach ihrem prinzipiellen Programm ankommt, nicht das mindeste. Denn die Grenznutzerwägungen, die die für ihren Konsum einkaufenden Geldbesitzer anstellen, erklären wohl die Unterschiede in der Art, wie sie bei gegebenem Einkommen und gegebenen Konsumartikelpreisen ihr Einkommen verwenden, doch offenkundig nicht die Preisunterschiede der gekauften Artikel selbst.

Der Tiefstand theoretisch-ökonomischen Denkens hat in der Herrschaft dieser Schule, die in dem Gideschen Buch als Blüte modern-wissenschaftlicher Forschung figuriert (er nennt sie »Hedonisten«), am frappantesten Ausdruck gefunden. Das Bild zu vervollständigen sei hier noch auf das, was Gide die berühmte Zinstheorie Böhm-Bawerks nennt, mit einem Wort hingewiesen. Dieser Grenznutzpsychologe, der in der Kritik anderer Systeme, wo ihn keine vorgefaßten Dogmen binden, unzweifelhaften Scharfsinn zeigt, hat in dem Streben die Etiketten der Schule systematisch allen ökonomischen Erscheinungen aufzukleben auch eine Psychologie des Zinses erfunden. Daß in einer Volkswirtschaft, in der alle Funktionen unmittelbar zum Zweck des Gelderwerbs ausgeübt werden, niemand (von Freundschftsverhältnissen und dergleichen abgesehen) ein Geldausleiher wird, es sei denn, daß er mehr als das Geliehene, also Zins, zurückerhält, dieser in seiner psychologischen Motivierung doch wahrlich sonnenklare Vorgang, wird *psychologisch* aus der Beobachtung erklärt, daß die Menschen den gegenwärtigen Besitz von Gütern höher als zukünftigen zu schätzen pflegen. »Der Zins«, so rekapituliert Gide die große Böhm-Bawerksche Entdeckung, »ist der Preis für die Zeit... 100 Francs, die in einem Jahr zahlbar sind, sind nicht das selbe wie 100 Francs, die heute bezahlt werden: die Gleichwertigkeit wird nur wiederhergestellt, indem man auf die Wagschale, die in einem Jahr die 100 Francs erhalten soll, einen Wertzuschuß legt, der Zins heißt, oder indem man von der Wagschale, die heute die 100 Francs trägt, ein Bruchteil hinwegnimmt, der Diskont genannt wird.«

Diese famose Deutung beleuchtet typisch den allgemeinen Geist der ganzen Schule. Sie glaubt Theorie zu treiben, wenn sie nach ihrem Schema die Dinge umtauft.

× **Kurze Chronik** Ein ausführlicher Artikel von Dr. Otto Conrads Der subjektive Wert als Grundlage der Zinstheorie Böhm-Bawerks in Conrads Jahrbüchern beleuchtet polemisch eine Reihe der darin enthaltenen Zirkelschlüsse und Widersprüche, erklärt das Fundament für trügerisch, rühmt aber in dem gleichen Atemzug Böhm-Bawerks Künsteleien als »wahrhaft gigantischen Gedankenausbau«. × In den Monographien des Instituts für den internationalen Austausch fortschrittlicher Erfahrungen, die französisch bei Giard & Brière in Paris, deutsch bei G. Reimer in Berlin erscheinen, veröffentlichte Dr. R. Broda eine interessante Enquete über die Rolle der Gewalt in den Konflikten des modernen Lebens. Staatsmänner und Gelehrte aus China, Deutschland, Finnland, Frankreich, Japan, Österreich, Portugal und der Schweiz äußern sich zu der Frage. × Das von den Anhängern des Schweizer Silvio Gesell, der durch eine drollig-pfiffige Geldreform der ganzen Volkswirtschaft auf die Beine helfen will, gegründete Wochenblättchen Der Physiokrat erscheint noch immer. Zur weitem Belegung der Propaganda hat der Physiokratische Verlag auch noch eine, die neue Heilslehre popularisierende Broschüre Das Reformgeld von Silvio Gesell herausgegeben.

× **Literatur** Die früher in dieser Rundschau (1910, 2. Band, pag. 723 ff.) besprochene Allgemeine Volkswirtschaftslehre von W. Lexis, mit dem Platterschen Lehrbuch die theoretisch beste Einführung in den Gegenstand, die bisher erschienen ist, liegt jetzt in der 2. Auflage vor. × In der wertvollen Teubnerschen Sammlung Aus Natur und Geisteswelt erschien ein neues Bändchen Statistik von Professor Sigismund Schott, das gedrängt und übersichtlich über die einschlägigen Hauptfragen orientiert.

KUNST

Dichtkunst / Max Hochdorf

Erzählungen Musset pflegte Novellen zu schreiben, die sehr gefällig um die Dinge der Liebe und der sozialen Mittelschicht redeten.

Musset redete so überlegen, so elegant, so wie einer, der weit mehr ist als ein alltäglicher Liebhaber, der mit weltmännischem Lächeln den Blödsinn der Mittelklasse toleriert. An Musset wird erinnert, wer die Novellen von Siegfried Trebitsch liest. Sie heißen *Der Tod und die Liebe* /Berlin, S. Fischer/. Musset erzählt das kuriose Erlebnis des ruinierten jungen Mannes, dem ein reiches Fräulein nicht nur ihr Herz sondern auch sehr artige Jahresrenten schenkt. Trebitsch erzählt das gleiche, wenn auch auf einigem Umweg. Die junge Dame, die ihr Herz dem ruinierten jungen Mann darbringt, hat nämlich von dem gleichen Herrn sehr viele Geschenke und Bargeld empfangen. Sie war klug, indem sie all das nicht vergeudete sondern verwahrte. Es darf daher geschehen, daß sie als wohl-ausgestattete Eherwerblerin vor den Jüngling tritt. Musset hatte beim Herplaudern derartiger Wunder ein anmutiges Pathos. Trebitsch verwandelt sich dabei in einen geschmackvollen Ironiker. Doch siehe, beide, der Pathetiker mit dem romantischen Hang und der Ironiker mit der guten Lebensart, sie stehen ziemlich fern jener Wirklichkeit, die allein für den Künstler locken dürfte. Sie konstruieren beide ein Scheinleben, sie sehen beide nicht in das echte Leben. Sie wollen das gar nicht. Sie freuen sich, daß sie leise fälschen. Ihr Kunstspiel ist ein Spiel mit Gedanken. Sinnbilder, sorgsam erwogene, werden so hingeschrieben, Anekdoten für die gebildeten Kreise. Alle Geschicke, die Trebitsch so erörtert, werden den tiefen Betrachter der Menschdinge als schlecht, als zweideutig im Sinn der reinsten Moral ärgern. Der Liebhaber der schönen Künste verliert zum Beispiel seinen nächsten Freund, den genialen Schauspieler. Und wie der seltene Komödiant tot ist und nur noch durch die Träume des Trauernden wandelt, geschieht wieder so ein Gespiele des Schicksals. Der Lebende träumt schwer und gefährlich, daß sein toter Kamerad als Richard II., König von England, furchtbar bedroht sei, daß der König, der sein Freund ist, im Begriff sei die vergiftete Schüssel des Mahles zu leeren. Verzweiflungsschrei des träumend Lebenden. Er will dem Freund helfen, und als er, mit einem dröhnenden Krach in den Ohren, aufgesprungen ist, hat er blindlings, hat er schlafend einen Spitzbuben erschossen. Dieser Lump wollte den Träumer

ausrauben. Der geniale Freund, der schon verstorben ist, hat ihm also wunderbar das Leben gerettet. Wunderbar, zum Nachdenken seltsam, einen Schauer über die irdische Kreatur wehend, so denkt sich das Trebitsch. So ließen sich die Fälle des Wunders tausendfach konstruieren. Und es zerstreut für Viertelstunden. Trebitsch hütet sich mit Sorge von den Regeln einer gewählten Syntax nicht abzuweichen. Er hat, was sein bestes Verdienst ist, Anschluß bei den geschulten Sprachkünstlern gefunden. Diese Tugend hat auch Felix Hollaender einmal besessen, doch zum größten Teil eingebüßt. Später schrieb er ohne Schwierigkeit, aber auch ohne Charakter. Einer dieser Romane, Agnes Feustels Sohn, ist jetzt im Kronenverlag in Berlin neu erschienen. Der Zufall, der beste Helfer des Romans und auch des wirklichen Lebens, ist bei Hollaender gar zu launenhaft. Er fügte es, daß ein sehr vornehmer Herr einem Wirtstöchterlein ein Kindlein macht und hierauf für ewig verschwindet. Das Kind leidet erst mächtiges Proletarierleid, wird dann jedoch ein sehr großer Schauspieler, auch sterbenskrank, doch bald genesen und Besitzer von Liebeshoffnungen, die für unzählige Jahre genügen. Szenen des Wiedererkennens, Schilderungen von Theaterschmierern, Romantik des Rampenlichts und altadliger Herzen, das alles hat Hollaender hergenommen, um nach der nicht immer guten Schablone ein derbes Unterhaltungsbuch zu verfassen.

Die Dänen haben den starken Proletarierdichter Nexö, der aus den unteren Volksschichten hervorgegangen ist und mit plastischer Originalität das Leben der Armen beschreibt. Es ist möglich, daß sein Landsmann Carl Jacobi aus der gleichen Klasse stammt. Dann fehlte ihm nur noch das Dichtertalent, um Nexö ebenbürtig zu sein. Viel zu hitzig, viel zu literarisch, abhängig von böser Schriftstellertradition ist Jacobi. Sein Proletarierroman *Judas* /Berlin, Juncker/ ist das Werk eines Mannes, der im Menschenelend zahlreiche bewegliche Symbole und Bilder erkennt, doch seine dichterischen Ausdrucksmittel noch nicht beherrscht. Judas ist das Proletarierkind, das schon an seinem Namen schleppen muß. Es ist ihm verhängnisvoll, daß er nach dem Verräter Christi genannt, daß er als ein Halbjuden, als ein Halbchrist geboren wurde. Er muß in den Spelunken Kopenhagens hausen,

in den stinkenden, dumpfen Häusern, die sich in allen Städten der Welt zu ähneln scheinen. Und wie sich in diese Höllen ein wenig Helligkeit und Menschenliebe schleichen, kann Judas das nur ersehnen, nicht erreichen. Die Innigkeit fehlt in diesem Buch nicht. Es ist darum, wenn auch unreif, so doch verheißend.

Will Jacobi nur die reine Erkenntnis wiedergeben, so will Fritz Rasso zu seinem Ahnungsvermögen bekehren. Was er von den »Zeugnissen der Macht und der Ohnmacht« im Spiegelfechter Eros /Frankfurt, Rütten & Loening/ erkannt hat, liegt abseits vom Gewöhnlichen. Wenn der Leibzweig der Semiramis wimmernd, in atemlosem Stil, überschwänglich und verblümt, vom Tod der herrlichen Herrin erzählt, wenn der Priester vom Mord beichtet, mit dem er die versuchende Hure überwand, so hat ein aufs Balladeske zielender Erzähler diese Seltsamkeiten ausgedacht. Aber ein Dichter, dem die Geste des artistischen Aufputzes gar nicht übel ansteht. Rasso schreibt in Prosa Balladen, die als literarische Feinarbeit gefallen, die noch oft einer ungezügelten Originalitätssucht gefallen möchten.

Bewandert im Genuß der Natur, erzogen von einem glücklichen Schicksal zu einiger Abenteuerei: das ist im Künstlerleben Aage Madelungs die beste Fügung. So kam es, daß er nicht über die Bücher zum Schreiben gelangte sondern erst, nachdem er im barbarischen Rußland, in Schneefeldern, unter Bauern, Roßtäuschern, Jägern, wilden Tieren und zahmen Hunden vielerlei gesehen hat. Sein erstes Buch der Reiseskizzen, der Stimmungen im hohen Wald, war so das Zeugnis eines Mannes, der Frische, der Ungewohntes in die Nerven der Leser brachte. Dazu ein Stil, der wohl der Tradition auswich, und dennoch erwies sich an dem Stil, daß Madelung die Bücher von Hamsun gelesen oder wenigstens gewittert haben mußte. Im Novellenband *Der Sterlett* /Berlin, S. Fischer/ ist die Sterlettnovelle Zeugnis der gleichen Gabe geblieben. In der Skizze *Der Brauthengst* steht eine Partie von der Bändigung des Hengstes mit allen technischen Einzelheiten vom Geschirr, vom Riemenzeug und vom Männergriff. Episches beinahe, das gewiß Alltagsdinge behandelt und trotzdem nicht ermüdet.

Die große Erzählerbegabung Madelungs zeigt sich bedeutend dann in seinem Roman *Die Gezeichneten* /Berlin, S. Fischer/. Das ist ein klar gesehenes

und ergreifend wiedergegebenes Gemälde des Lebens und Sterbens der Juden in Rußland, des Schicksals, das mit tausendjähriger Wucht auf diesem Volk lastet (unter dessen Schwere es des kommenden Messias gewiß war). Hier nun entsteht in unseren Tagen eine neue Generation, die die Vergangenheit niederreißen will, aber in den furchtbaren Pogroms noch einmal von dieser Vergangenheit neu ergriffen wird. Das schildert nun Madelung mit der Objektivität des reinen Sehens. Und doch liegt auf dem Grund das tiefe Mitgefühl des Menschen (das man vielleicht nicht bemerkt, weil es gar nicht nach außen dringt). Das Geschick des Rechtsanwalts, der sein Volk verleugnet, um die Höhen dieser Welt zu ersteigen, und der doch für sein Volk getötet wird und im Letzten den körperlichen und seelischen Urzusammenhang des Blutes wiederfindet, hat Madelung mit den Augen eines von außen Kommenden, mit dem Herzen eines nach innen Sehenden gestaltet. In der Form bleibt er der natürliche, naiv und schmucklos berichtende Erzähler, der keine Kunstmittel zu Hilfe nimmt, um das, was romanhaft scheint, zu verdecken, weil das Leben hier selber dieses Romanhafte hervorgebracht hat.

Volkstümliche Geschichten der Juden, allerhand Legendarisches, das in jiddischer Sprache von J. L. Perez erzählt wurde, ließ der Jüdische Verlag in Berlin verdeutschen. Diese auch zur Folklore sehr wichtigen Skizzen sind interessante Dokumente frommer, phantastischer, armer, politisch unterdrückter Leute. Die Motive der Weltliteratur wandern merkwürdig und auf dunklen Wegen, und der Historiker stellt fest, daß in der chassidischen Volklegende eine Fee die gleichen Glückstaten verübt, die im altkatholischen Mirakel der Jungfrau Maria zugeschrieben werden. Die jüdischen Geschichten haben in der Übertragung nicht den vollen Reiz des Originals, das unmittelbar zum Gemüt spricht. Aber sie bewegen gleichwohl in ihrer schlichten Eindringlichkeit den Leser.

×
Neuausgaben Mit schwerem Kampf haben wir den Ruhm Mörikes und Fontanes und den des Klaus Groth gerettet und diese starken, diese ursprünglichen lyrischen Talente von den seichteren, von dem besten unter ihnen, Emanuel Geibel, von winzigeren Nachahmern, den Rudolf von

Gottschall oder Julius Rodenberg, geschieden. Theodor Storm hat diesen Kampf des kritisierenden Bewußtseins auch erlebt, und jetzt, da ein Nachtragsband zu seinen sämtlichen Werken bei George Westermann in Braunschweig erscheint, ist es sehr merkwürdig die Ziel-sicherheit des Stormschen Urteils überall zu treffen. Was er immer wieder, schon im Jahr 1859 bei der Besprechung von Liebesliedern, verlangt: das ist die Ehrlichkeit des Dichters. Gegen den Formalismus, und mag er auch die größte Gewandtheit verraten, ist er sehr erbittert. Das Erlebnis als die Quelle der Dichtung zu suchen, das ist stets seine Bemühung. Und er ist ein strenger Forscher, der alle faulen Quellen ohne Bedenken verleumdet. Das Wort vom Realismus ist auch stets seine Lehre, und die abschreckenden Beispiele, die er von leerer Verklängelei gibt, sind höchst lehrreich. Da Storm nicht sehr verschwenderisch in der Ausdeutung seiner Ästhetik gewesen ist, liefern diese aus Zeitschriften und vergessenen Büchern zusammengetragenen, durch Fritz Boehme kommentierten Aufsätze wichtiges Material für die Erkenntnis der Stormschen Kunstlehre. Ein in der Gesamtausgabe nicht gebogener Zyklus von Spukgeschichten leitet den Nachtragsband ein. Am Kamin heißt das Ganze. Spuk am Ofenwinkel und um die Teekanne, nicht die heute modischen konstruierten Greuel. Umgehen der Leichen, Visionen Sterbender und Verstorbener, Vorzeichen von Mißgeschick und auch Schalk und gutmütiger Spott. Wie immer bei Storm eine gewisse Furcht zu schmerzlich das Gemüt des Lesers zu treffen. Er scheint vieles nicht sagen zu wollen, was er begriffen hat. Denn er schreibt am Ende seiner sanften Spukgeschichten die folgenden verräterischen Sätze auf: »Wenn wir uns recht besinnen, so lebt doch die Menschenrautur jede für sich in fürchterlicher Einsamkeit; ein verlorener Punkt in dem unermessenen und unverständenen Raum. Wir vergessen es; aber mitunter dem Unbegreiflichen und Ungeheuren gegenüber befällt uns plötzlich das Gefühl davon; und da, dünkte ich, wäre etwas von dem, was wir Grauen zu nennen pflegen.« Dieser Band bildet, wie gesagt, eine Ergänzung der großen Stormausgabe. Neben dieser hat der Verlag Westermann vor einem Jahr auch noch eine kleinere Ausgabe von Storms sämtlichen Werken in 5 Bänden herausgebracht, die, da sie wohlfeiler ist, sicher willkommen geheißen werden

kann und namentlich zu Geschenkwegen viel verwandt werden dürfte; sie zeichnet sich auch durch einen hübschen Einband aus.

In den Bauernspiegel, den Jean Paul d'Ardeschau herausgibt (siehe diese Rundschau, 1913, 3. Band, pag. 1308), wurde auch C amille L e m o n n i e r s Idylle Ein Dorfwinkel (Un petit coin de village) / Jena, Diederichs/ aufgenommen. Diese Geschichte wurde von dem jungen Belgier geschrieben, als er begann die Bekanntschaft mit den Bauern seines Landes zu suchen. Er sah fast nur Heiteres damals, glatt zu ordnende Lebensverhältnisse und verfiel nicht dem Hang der französischen Naturalisten seiner Zeit nur Bestialisches unter den Hütern der Scholle aufzudecken. Sein Bauernspiegel ist eine schlichte Aufzeichnung von den großen Sorgen der Bauern um das winzige Glück und die Liebe. Eine besonders schöne Weihnachtsgabe hat uns diesmal der Verlag Albert Langen in München gebracht: nämlich eine Neuausgabe der Geschichte Tom Jones, eines Findlings, von Henry Fielding, in der Übersetzung von Wilhelm von Lüdemann. Dieser Roman, der in der Mitte des 18. Jahrhunderts geschrieben wurde und dem bürgerlichen Tugendroman eines Richardson ein wunderhübsches Gegenbild aufstellte, gehört nicht nur zu den unverlierbaren Schätzen der Weltliteratur sondern ist auch heute recht zeitgemäß. Weniger für die Literatur (aus der die Tränenseligkeit und Tugendhaftigkeit ja wohl endgültig oder mindestens für eine Weile verschwunden ist) als für das Leben, das dauernd falsche Wertungen beansprucht und die Dinge ethisch auf den Kopf stellt. Dieser lustige, leichtsinnige Tom Jones, der auch erotisch ganz naiv draufloslebt, handelt in einem höhern Maß sittlich als die bürgerlichen Moralisten, da diese ihre Moral von äußeren Vorschriften nehmen, an denen sie selber keinen Teil haben, während der Fieldingsche Held den eigenen inneren Geboten folgt, also das Keanzichen höchster Moralität erfüllt. Das Buch bleibt heute, anderthalb Jahrhunderte nach seinem Entstehen, und auch für die Folge eine überaus genußreiche Lektüre. Die schöne Neuausgabe des Langenschen Verlags ist in ihren beiden, angenehm gedruckten und gebundenen Bänden noch mit 28 Gravüren geschmückt, die die Stiche älterer Ausgaben in vorzüglicher Weise wiedergeben.

KurzeChronik Sehr geschickt erfindet Margarete Bruns Märchen, die sie unter dem Titel Die Märchen der Salamanderhöhle vereinigt /Minden, Bruns/. Dieses Schnurrenbuch, dessen komische und traurige Geschichten im geheimnisvollen Steinverließ erzählt werden, ist auch phantastisch und eigentümlich eingebunden. × Ein »jüdischer Kleinstadtroman« von Oskar Baum /Stuttgart, Rütten & Loening/ heißt Die böse Unschuld. Baum hat um lustige und rührende Krähwinkelbilder eine psychologische Geschichte geschrieben: die Hysterie der Frau, die sich eine Schwangerschaft nur einbildet. Das hat manche banale Kapitel und dennoch die Intelligenz eines Schriftstellers, der den leichten Erfolg verwirft. × Typisch an dem Skizzenband der Irene Forbess-Mosse Die Leuchter der Königin /Berlin, S. Fischer/ ist eine bedeutende Zwiespältigkeit zwischen der stilistischen Kultur und der Kraft des Erzählens. Sie erfindet schöne Wortwendungen, doch gehen ihre Geschichten am bildsamen Leben vorbei. × Skizzen und Feuilletons, die alle irgendeine aufregende Zeitungsnotiz umweben, sammelt und benennt nach der ersten Novелlette Stefan Großmann Grete Beier /Berlin, Oesterheld/. × J. Philipp Heergesell will alle Irrgänge seiner Künstlerseele entdecken. Er ist ein Psychologe, doch ohne Plastik im Gestalten des Romans, der Tom und die Welt heißt /Berlin, Oesterheld/. × Theaterkabale und Budapest Kleinbürgerei, das sind die Stoffe des Ungarn Thomas Kobor, dessen humoristischer Roman Der Preis des Lebens zur Unterhaltung dient und für solchen Zweck auch verdeutsch wurde /Berlin, Oesterheld/.

KULTUR

Kunstgewerbe / Paul Westheim

Bilanz des neuesten Kunstgewerbes In der Zeitschrift Über Land und Meer richtete Hermann Muthesius eine Bußtagspredigt an seine Gefolgschaft von Architekten und Kunstgewerblern. Mitten in der erfreulichen Entwicklung, die in der deutschen Architektur seit einem Jahrzehnt zu beobachten ist, so etwa lauten seine Ausführungen, finden sich rückläufige Bewegungen, Schrullen, Verkennungen. Vor etwa 4 Jahren wurde die schöne Einheit der kunstgewerblichen Bewegungen durch »Neuerer« gestört, die sich plötzlich mit vollen Ar-

men zurück in die Wiederholung der Stile warfen. Im selben Augenblick, wo der Widerstand der Dekorationsgeschäfte gegen die modernen Bestrebungen überwunden war, begannen geistige Führer der Bewegung das zu tun, was die Bewegung bisher mit allen Mitteln bekämpft hatte. Sie suchten die Dekorateure noch zu überbieten, indem sie nicht mehr, wie diese, sich an dem harmlos gefälligen Biedermeier anzuranken strebten sondern sich auf die verdorbene Kunst der fünfziger und sechziger Jahre stürzten, auf die Kunst jener Zeit, die ihre Teppiche mit großen naturalistischen Rosenbuketten und abschattierten Goldleistenimitationen dekorierte, verschnörkelten Schnitzereien und entarteten Formen huldigte und ungefähr alle Scheußlichkeiten pflegte, gegen die wir uns 1899 ereiferten. Besonders auffallend ist die rückläufige Bewegung in der Typographie. Nachdem wir uns, dem englischen Beispiel folgend, zu einer reinen, formal ausgezeichneten Buchkunst durchgerungen hatten, nahmen jene »Neuerer« auch wieder plötzlich die schlechte Lithographenschrift von 1850 auf, der man heute auf Programmen und Einladungskarten der modernen Geschäfte begegnet; jene verzettelte, ängstliche, auseinandergerissene Strichelschrift, die wir bisher für das Schlechteste hielten, was in der Schrift je dagewesen war. In der Architektur gewinnt die vielfach unter der Spitzmarke Heimatkunst ausgegebene Imitation überholter Konstruktions- und Dekorationsmotive wieder breitem Boden, zumal sie mit ernster, patriotisch gestimmter Miene vorgetragen zu werden pflegt. Eine Marotte sieht Muthesius schließlich in der neuesten der Moden: Straßen, die nach einem Plan von einer Hand angelegt werden, aus einer romantischen Spielerei heraus uneinheitlich zu gestalten, als ob solche Straße aus verschiedenen Zeitaltern und verschiedenen Architektenhänden hervorgegangen wäre. Theoretisch begeistert man sich für die einheitliche Blockfront, und in der Wirklichkeit, besonders bei der Anlage von Gartenstädten und Reihenhauskolonien, wo die Durchführbarkeit dieser Möglichkeit besteht, wird ängstlich so getan, als wären die Häuser zufällig nebeneinander entstanden, wie es in unseren Großstadtstraßen der Fall ist. Das eine Haus wird, wie es in einem Vorort von Berlin geschehen ist, etwas höher geführt als das andere, zwischen

Putzhäusern steht plötzlich ein Ziegelsteinhaus, die Stockwerkhöhen und Gemishe versetzen sich gegen einander, die formale Durchbildung wechselt. Oder Häuser werden gleichartig aneinandergereiht, und zum Schluß wird jedes dieser Häuser anders gestrichen, das eine rot, das andere grün, das dritte dunkelbraun, das vierte blau und das fünfte weiß. Das Komischste bei diesen Reaktionserscheinungen wird aber die Situation sein, in die das deutsche Kunstgewerbe gelangt, wenn Frankreich die in Aussicht genommene internationale kunstgewerbliche Ausstellung im Jahr 1916 wirklich zustande bringt. Für diese Ausstellung ist nämlich der Grundsatz aufgestellt worden, daß absolut nichts zugelassen wird, was sich reproduzierend an historische Kunst anlehnt. Und es wird sich dann die Frage erheben, was bis dahin von dem deutschen Kunstgewerbe noch zulassungsfähig sein wird.

Ausführungen, deren Richtigkeit an dieser Stelle ja nichts mehr hinzuzufügen ist.

×
Panamaaus-
stellung und
Werkbund

Der Deutsche Werkbund ist zurzeit vor eine diffizile Entscheidung gestellt. Es handelt sich um die Organisation der deutschen Kunst- und Kunstgewerbeabteilung in San Francisco. Ob die deutsche Beteiligung nach den Verhandlungen des Reichstags und nach der Auflösung des privaten Komitees zustande kommen wird, ist fraglich geworden. Bemühungen trotzdem wenigstens die Kunst- und Kunstgewerbeausstellung zu zeigen werden angestellt, und die Möglichkeit besteht, daß eine solche repräsentative Abteilung geschaffen wird. Als der Plan des Ballinkomitees auch ohne die Unterstützung der Reichsregierung nach San Francisco zu gehen bekannt wurde, tauchte der Gedanke auf der privaten Industrieausstellung eine die deutsche Kultur würdig repräsentierende Kunst- und Kunstgewerbeausstellung anzugliedern. Ein Gedanke, der die lebhafteste Unterstützung verdient. Es gilt den Völkern drüben zu demonstrieren, daß wir eine deutsche Kunst haben, die sich durchaus neben der französischen zu zeigen vermag, und es gilt für das neue deutsche Kunstgewerbe die höchst erfolgreiche Werbearbeit der von Osthaus in Amerika veranstalteten kleinen Wanderausstellungen fortzusetzen. Das deutsche Kunstgewerbe sieht mit

Recht in den amerikanischen Staaten aufnahmefähige Exportbezirke und hat sich ziemlich einmütig für die Beschickung der Ausstellung ausgesprochen. Seine selbstverständliche Vertretung sieht es in dem Deutschen Werkbund, der mit der Brüsseler Ausstellung bewiesen hat, daß er die geeignete, die gegebene Instanz ist eine würdige und eindrucksvolle deutsche Kunstgewerbeshau zu organisieren. Es war selbstverständlich, daß die Zentralstelle für die deutsche Beschickung der Weltausstellung sich an den Werkbund wandte.

Weniger einfach liegen die Verhältnisse auf dem Gebiet der bildenden Kunst. Eine Art Zentralvereinigung für Malerei und Bildhauerei in der Art des Werkbunds gibt es nicht. Als das Reich vor ein paar Jahren eine deutsche Abteilung für die internationale Kunstausstellung in Rom zusammenzustellen hatte, betraute es mit dieser Aufgabe Artur Kampf, der sich mit ihr im großen und ganzen gut abzufinden gewußt hat. Zu einer Erörterung dieses Problems ist es sehr zum Schaden der Sache leider überhaupt nicht gekommen. Es besteht nämlich seit ein paar Jahren eine Gesellschaft für deutsche Kunst im Ausland. Eine Gesellschaft, die mit exzellenten Namen, Orden usw. aufwarten kann, neben denen Kunst und Kunstverstand wohl aber mehr eine Aschenbrödelrolle zu spielen haben. Diese Gesellschaft hat die an sich löbliche Tendenz deutsche Kunst im Ausland zu vertreiben. Sie hat in Südamerika und Australien 3, 4 Ausstellungen arrangiert, in denen zum größten Teil halbwertige und mittelmäßige Bilder und Plastiken ausgestellt worden sind. Es ist ihr auch zu unserer Freude gelungen durch einige Verkäufe unsern Kunstmarkt von einer Anzahl solcher Mittelmäßigkeiten zu befreien. Dieser Export dürfte zwar dem Prestige der deutschen Kunst mehr schaden als dienen, aber immerhin sind auf diesem Weg Atelierarbeiten in Geld umgesetzt worden. Nur darf man die Bilanz einer solchen Ausstellungsveranstaltung nicht mit allzu kritischem Auge ansehen. In der letzten Generalversammlung der Gesellschaft, die vom Reich und von den Einzelstaaten in verschiedenen Formen Unterstützungen und Zuwendungen erhält, teilte der Schatzmeister mit, daß eine dieser Veranstaltungen etwa 20 000 Mark Spesen verschlungen habe, wofür etwa für 5000 Mark von dieser halbwertigen Kunst abgesetzt sei. Wirtschaftlich genommen also ein Dilettan-

tismus. Daß diese Gesellschaft gierig war nach einer Gelegenheit sich zur Geltung zu bringen ist klar. Der Vorsitzende, ein kaiserlicher Gesandter a. D., Ritter hoher Orden, der als ein ehrlicher Charakter bekannte, daß er von Kunstdingen ja eigentlich nichts verstehe, erklärte in dieser letzten Generalversammlung: nachdem eine offizielle Beteiligung in San Francisco abgelehnt worden war, habe sich die Gesellschaft gesagt, jetzt oder nie sei der Moment, wo die Gesellschaft die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich lenken und zur Anerkennung gelangen könne. Die Gesellschaft hat sich also bei der Zentralstelle in Empfehlung gebracht, und da, was ja auch nicht verlangt werden kann, in ihr künstlerische Sachverständige nicht sitzen, so hat man ihr, wohl auf ihren Namen hin, die Organisation einer deutschen Kunstabteilung in San Francisco übertragen. Was nach der ganzen Struktur und Vergangenheit der Gesellschaft trotz Hinzuziehung von allerlei Professoren und Akademiedirektoren in San Francisco werden wird, liegt auf der Hand. Daß eine solche Gesellschaft in stände wäre eine deutsche Kunstausstellung von allerhöchster Qualität zu organisieren (und nur eine solche kann hier in Betracht kommen), wird selbst der kühnste Optimist nicht zu hoffen wagen.

Der Werkbund, der seine Bestimmung darin sieht den Qualitätsgedanken auf allen Gebieten der deutschen Arbeit zu propagieren, soll neben dieser von der Gesellschaft für deutsche Kunst im Ausland arrangierten Kunstabteilung eine Kunstgewerbeschau organisieren. Freunde des Werkbunds und der deutschen Kunst hatten erwartet, daß er im Bewußtsein seines wahren Wertes eine solche Zumutung ohne weiteres ablehnen, daß er seine Beteiligung an der Sache davon abhängig machen würde, daß eine ebenso qualitätsvolle Kunstausstellung seiner Kunstgewerbeschau zur Seite gestellt werde. Die Macht dazu hätte er doch gehabt. Denn wer außer ihm wäre wohl in stände gewesen eine Kunstgewerbeschau, wie sie da gefordert wird, zu organisieren? Daß aber das Kunstgewerbe ein Gebiet für sich sei, das auch neben einer zweifelhaften Kunstschau sich der Welt präsentieren könne, kann doch unmöglich die Meinung der Werkbündler sein. Es widerspricht das auch den bei der Gründung des Bundes ausgesprochenen Leitsätzen,

wonach für Qualität im weitesten Sinn gekämpft werden sollte. Der Werkbund hätte gar nichts anderes zu tun brauchen als sein Gewicht in die Wagschale zu werfen, um eine solche für die deutsche Kunst bedauerliche Konstellation zu verhüten. Bis jetzt hat man von einer solchen Entschliebung des Werkbunds zwar noch nichts gehört. Aber es ist doch sehr zu hoffen, daß der Werkbund in dieser Angelegenheit seinen Idealen getreu bleibt, daß er durch die Treue zu sich selbst auch der deutschen Kunst den Dienst erweist, den sie hier von ihm zu fordern hat.

×
Typographie In der Typographie sind wir gegenwärtig Zeugen einer viel zu wenig beachteten Umwälzung, die von der Setzmaschine ausgeht. Die Setzmaschine hat sich in diesen Tagen durchgesetzt, was, wie überall, wo Handarbeit durch Maschinenarbeit verdrängt wird, weitgehende Folgen für das gesamte Gewerbe und für die im Gewerbe tätigen Arbeiter haben mußte. Es war natürlich, daß die Setzmaschine zunächst als eine Bedrohung aufgefaßt wurde. Eine Bedrohung gegenüber der Typenfabrikation, der sie ihr Hauptabsatzgebiet: die Produktion von Brotschriften, wegnahm. Eine Bedrohung auch gegenüber der Arbeiterschaft, die durch die Schnelligkeit, Billigkeit und Massenhaftigkeit ihrer Arbeitsleistungen zahlreiche Brotstellen zu verlieren fürchten mußte. Eine weitere Befürchtung war die durch die Maschine in Aussicht stehende Verschlechterung der Satzarbeit. Diese Befürchtungen sind durch eine Neuorganisation des gesamten Gewerbes paralytisiert worden, die spontan einsetzte, und die sich in ihren Folgen jetzt schon einigermaßen übersehen läßt. Die Typengießer, die für ihre Brotschriften ein viel geringeres Absatzgebiet vor sich sahen, haben ihre Fabriken nicht geschlossen, ihre Maschinen nicht stillstehen lassen, sondern sie haben den Wettbewerb mit dem argen Konkurrenten aufgenommen, indem sie ihre Haupttätigkeit mehr und mehr auf ein Gebiet auszuweihen suchten, auf das die Setzmaschine ihnen nicht zu folgen vermag. Sie verlegten sich in erhöhtem Maß auf die Produktion der für Qualitätsdrucksachen in Betracht kommenden sogenannten Charakter- oder Künstlerschriften. Der persönliche Duktus der Behrens, Ehmcke, Tiemann, Weiß, Wiewnk, Bernhard Kleuckens,

Jacoby-Boy und wie die Unmasse dieser neueren Schriftkünstler heißt, das Unnachahmliche der persönlichen Handschrift ist ihnen gegenüber der ständig vordringenden Maschine zum Halt geworden. Den glatten Satz mußten sie ihr überlassen; überall da aber, wo höhere typographische Anforderungen befriedigt werden sollten, sind sie mit einer erhöhten Qualitätsarbeit unbesiegt. Auch wirtschaftlich; denn ihnen werden von dem Drucker für ausgezeichnete Künftlertypen Preise gezahlt, wie sie sie für die besten Brotschriften nie erhalten haben. Eine völlige Umwälzung mußte sich auch in der Gehilfenschaft vollziehen. Mit dem Einzug der Maschine verengte sich automatisch für den Handsetzer das Arbeitsfeld. Dank seiner Organisation mußte er durch Tarifabmachungen dem Allerschlimmsten: der Lohndruckerei durch die Maschine, zu begegnen. Aber es war nicht zu verhindern, daß der Bedarf an Handsetzern der untersten Kategorie, deren Arbeit jetzt von der Maschine übernommen wurde, dauernd zurückging. Eine Unmenge gelernter Typographen, die jahrzehntelang nichts anderes getan hatten als einfachen Werksatz absetzen, mußte brotlos werden. Im ganzen schien sich ja das so ausgleichen zu wollen, daß eine große Zahl dieser Arbeitskräfte zur Bedienung der Setzmaschine übernommen werden konnte, daß der Rest durch den steigenden Bedarf oder durch Auf-rücken in die Kategorie der Akzidenz-setzer Versorgung fand. Theoretisch mag das zutreffen, in Wirklichkeit, in dem praktischen Einzelfall hat doch so mancher seine Position eingebüßt, ohne die Möglichkeit eines anderweitigen Unterkommens zu finden. Nicht jeder, der jahrelang sich nicht mehr um die weitere Entwicklung des Gewerbes gekümmert hatte, war in der Lage sich den neuen Verhältnissen anzupassen, die höheren Anforderungen zu befriedigen, die an den modernen Akzidenz-setzer gestellt werden. Wie der Typen-gießer seine Zuflucht zur Qualitätsproduktion nehmen mußte, so mußte auch der Gehilfe erkennen, daß er, um nicht unter die Räder zu kommen, Qualitäts-arbeiter werden müsse, der gegenüber der Konkurrenz der minderwertigen Maschinenarbeit durch seine persönliche Tüchtigkeit gefeit ist. Die Folge war ein eminentes Verlangen nach beruflicher Weiterbildung, die ihren markantesten Ausdruck in den Bildungs-

einrichtungen findet, die der Verband der deutschen typographischen Gesellschaften auf ein dringliches Verlangen seiner Mitglieder geschaffen hat. Es wurden kalligraphische Kurse organisiert, deren Resultate in einem besonderen Raum der vorjährigen Dresdener Schriftausstellung gezeigt worden sind; es wurden Wanderausstellungen zusammengestellt, Fachschulen eingerichtet, Vortragskurse abgehalten und schließlich die Verbandszeitschrift, die Typographischen Mitteilungen, in diesem Sinn ausgebaut. Diese Zeitschrift ist trotz der geringen Geldmittel, die aufgewandt werden können, in Druck und Ausstattung vielleicht das best gedruckte Organ, das es heute in Deutschland überhaupt gibt. Alle ihre Hefte sind darauf angelegt diese Entwicklung des Typographen zum hochwertigen Qualitätsarbeiter zu beschleunigen. Die Folgen dieser gesamten Entwicklung, die ich zu einem großen Teil auf jene durch die Setzmaschine gegebenen Impulse zurückführe, sind ja schon allenthalben spürbar. Die ganze Physiognomie unserer Druckarbeiten, der Reklamen, der Bücher usw. hat sich in den letzten Jahren merkbar gehoben; man könnte sagen, je mehr die normale Arbeit von der Maschine bewältigt wird, um so mehr hebt sich das künstlerische Niveau der in der Typographie zu leistenden Handarbeit.

×
Lübeck: Wett-Eine merkwürdige Wettbewerbsstret werbsangelegenheit erregt augenblicklich die Gemüter.

In Lübeck hat der Senator Posschl ein Kaiser Wilhelm-Volkshaus, das eine Bibliothek, Ausstellungsräume und Vortragssäle enthalten soll, gestiftet. Dieser durchaus modern gesinnte Mann wollte den Bau von Peter Behrens aufgeführt haben. Gegen das Behrens'sche Projekt wurden heimat-schützerische Einwände erhoben, so daß man sich entschloß einen Wettbewerb auszuschreiben, an dem sich außer den Lübeck'schen Architekten einige bekannte Baumeister beteiligen sollten. Das Resultat dieser Ausschreibung war nun, daß ein Entwurf von Erich Blunck mit dem 1. Preis gekrönt wurde, während die 5 von Behrens eingereichten Projekte nicht einmal in die engere Wahl kamen. Über den Wert der Entwürfe muß ich mich des Urteils enthalten, da mir nach Schluß der Ausstellung (korrekterweise) eine Besichtigung der eingelaufenen Arbeiten verweigert wurde. Soweit ich die

Projekte kenne, muß ich sagen, daß der mit dem 1. Preis gekrönte Entwurf eine durchaus künstlerische, wertvolle und modern gestimmte Architektur ist, daß die Aufgabe formal, sachlich und städtebaulich gut gelöst scheint. Wenn dem Preisträger Erich Blunck auch noch niemals ein ähnlich gehaltvoller Bau gelungen ist, wenn die Handschrift dieses Entwurfs auch für Blunck geradezu verblüffend groß erscheint, so steht doch das Projekt in seinen von den Preisrichtern nachdrücklichst anerkannten Qualitäten Entwürfen von Behrens gegenüber, denen Leute wie Ludwig Hoffmann, Bruno Schmitz usw. gleiches nicht nachrühmen konnten. Die Folge dieser Entscheidung war eine heftige Pressepolemik, in der der Versuch gemacht wurde Behrens trotz der Entscheidung des Preisgerichts den Bau doch noch zuzuschleichen. Ein Versuch, der auf die demagogischste Weise betrieben wurde, und bei dem Mittel zur Anwendung kamen, die ebenso in Widerspruch mit der Wahrheit wie mit dem guten Geschmack waren. Dem Blunckschen Entwurf wurden Heimatskünstelei und Altertümelei vorgeworfen, es fiel das ominöse Wort Reichspostgotik, sogar vor Fälschungen schreckte man nicht zurück, indem man Interna aus der Preisgerichtssitzung veröffentlichte, gegen deren Unrichtigkeit die Architekten des Preisgerichts öffentlich Protest einlegen mußten. Angebliche Freunde von Behrens haben so diesem großen Baumeister, der unbedingt als eine der stärksten Architektenpersönlichkeiten der Gegenwart einzuschätzen ist, und mit dem als Gesamtpersönlichkeit natürlich ein Blunck durchaus nicht zu messen ist, durch ihren unsachlichen Übereifer eine höchst bedauerliche moralische Niederlage bereitet. Mit Recht wandte sich Otto Kümmel in der Vossischen Zeitung vom 28. November gegen eine so provozierende Journalisterei, die mit Hintansetzung der Tatsachen vom »Personenkultus schon zum Fetischismus übergeht«, die sich geradezu zu einem einseitigen Zutreibertum erniedrigt. Mit Kümmel muß die Presse, die eine ideale Aufgabe darin erblickt bei architektonischen Streitfragen ihr Wort in die Wagschale zu werfen, sich gegen ein solch unsachliches Gebaren wenden, dessen Opfer leider in diesem Fall ein so wertvoller Künstler wie Peter Behrens ist.

X

X

KurzeChronik In Dachau ist plötzlich der Bildhauer Ignatius Taschner gestorben. Ein feines, gefühlvolles Talent, hat er seine Fähigkeiten an der empfindsamsten Aufgabe des Hoffmannschen Märchenbrunnens im Berliner Friedrichshain voll ausströmen können. Diesem Architekten war er oft ein brauchbarer Gehilfe. Ein schönes Brunnchen hat er auch aus dem Kadiner Ton aufgeformt. Aparte Holzschnitzereien, prächtige Illustrationen zu Thomas Andreas Vöst weisen auf den Süddeutschen, der in der liebenswürdig herzlichsten Art Taschners zur großen künstlerischen Wirkung gelangt ist. X An der Wiener Kunstakademie ist es um die Nachfolge Otto Wagners zu einem Akademikerstreit gekommen. Die Hochschüler wollten an die Stelle des abtretenden Wagner einen seiner Schüler, den Prager Professor Pleznic, berufen haben; das Ministerium besetzte über den Kopf der Fakultät hinweg den Lehrstuhl mit einem brauchbarern, dem Kompromiß zugänglicheren Mann, dem Architekten Leopold Bauer, woraufhin die Hochschüler in einen Demonstrationstreik eintraten. X Zum Leiter der städtischen Kunstgewerbeschule in Hannover ist der Münchener Gewerbepädagoge Wilhelm von Debschitz berufen worden. X Im Anschluß an das 150jährige Jubiläum der Berliner Porzellanmanufaktur ist im Berliner Kunstgewerbemuseum eine Ausstellung veranstaltet worden, die in etwa 2500 Stücken zum erstenmal einen Gesamtüberblick über die Produktion bot. Man findet im großen bestätigt, daß es an der Berliner Manufaktur von je das Bestreben war das auch zu können, was anderswo gemacht und gekonnt wurde. Auch heute noch, wo ein gewisser Aufschwung gewiß nicht zu verkennen ist, scheint der höhere Ehrgeiz; einmal mit ihrer 150jährigen Tradition zu brechen, einmal nicht nur mitzumachen sondern sich zu einer künstlerischen Führerrolle aufzuschwingen, zu fehlen. X Über die in dieser Rundschau (1913, 2. Band, pag. 889) bei der Besprechung der Leipziger Baufachausstellung erwähnte Krankenhausanlage von Fritz Voggenberger ist eine mit Illustrationen versehene Broschüre erschienen, die einen bemerkenswerten Überblick über die Anlage und Ausstattung eines modernen Krankenhauses gibt.